

Pol. g.

286



<36600429670010

<36600429670010



Bayer. Staatsbibliothek

Pl. g. 286

GEMEINGEIST.

I D E E N

zu

AUFREGUNG DES GEMEINGEISTES

VON

JOH. LUDW. EWALD.

R

*L'amour de la patrie conduit à la bonté des
mœurs et la bonté des mœurs, mene à
l'amour de la patrie. Moins nous pouvons
satisfaire nos passions particulières, plus
nous nous livrons aux générales.*

MONTESQUIEU.

BERLIN.

BEI JOHANN FRIEDRICH UNGER.

1801.

GEMEINGEST.

1 d E N

Verordnung des Gemeingest.

Jon. Ludw. Ewald.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Berlin

Bei Johann Friedrich Unger

1801.

DEN EDLEN

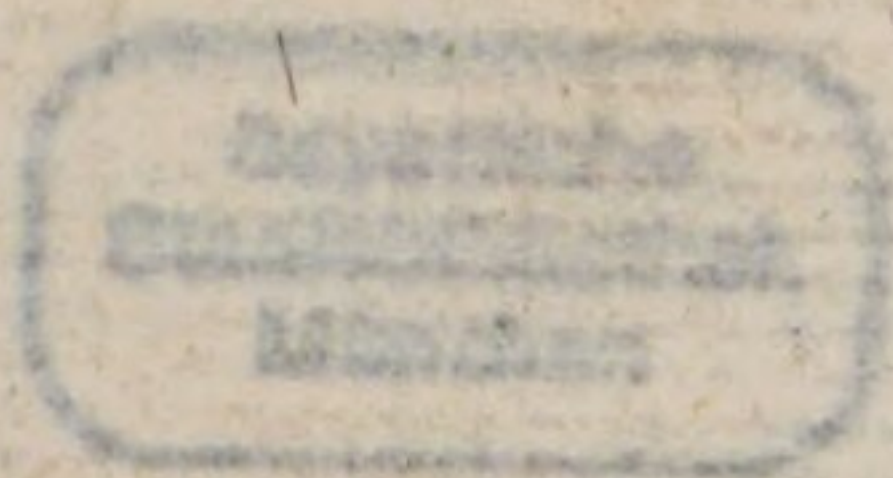
UNTER

DEUTSCHLANDS REGENTEN.

Den Edlen

Unter

Deutschaunds Regenten.



Euch Gottesbildern sey die
Schrift geweiht,
Die Himmelssinn auch zu verbrei-
ten sucht;
Die Großes will, obgleich mit klei-
ner Kraft. —

Nicht Euch zu Füßen, in die
Herzen möcht' ich
Wahrheiten niederlegen, für das
Herz,
Die Ihr als Gotteswahrheit selber
fühlt!
Auf jene Sonne möcht' ich Euren
Blick,
Auf ihre Wirkung Eure Seele
lenken.

Wenn Ihr dann seht, wie Alles

indurch sie lebt,

Und reift, — und jubelt laut bei

ihrem Aufgang:

Dann schweig' ich gern. Sie sagt

Euch rührender,

Was ein Regent ist, seinen Wir-

kungskreis.

Den 7. August 1800.

J. L. Ewald.

I.

*Allgemeines Interesse dieser Betrachtung
in unsrer Zeit.*

Nichts ist natürlicher, als daß man jetzt Betrachtungen über den Gemeingeist anstellt. In Zeiten, wo man es so klar gesehen hat, was durch Gemeingeist möglich ist; wie er die Kräfte vereinigt, und durch ihre Vereinigung gleichsam neue schafft, wie richtig er sie zu lenken, zu schonen, aufzuspannen und zu ordnen weiß; — wie wenig dagegen, ohne Gemeingeist, die größten Kräfte wirken; in Zeiten, wo man eine Revolution er-

lebte, in der die größten Opfer gebracht, unüberwindlich-scheinende Hindernisse besiegt, unmöglich-scheinende Dinge, mit der größten Leichtigkeit und Schnelle ausgeführt wurden; wo man es sah, daß sich die größten Kräfte und Mächte von Europa gegen diese Revolution, wenigstens äußerlich, vereinigten, und vergebens vereinigten: da muß man ja wohl aufmerksam werden, auf den Geist, der diese Revolution zu Stande brachte, dessen Mangel alle Bemühungen dagegen vereitelte, und alle Kräfte lähmte. Wer lernt nicht gerne die Natur des Blitzes kennen, dem nichts widersteht? Wer mag nicht forschen nach der Quelle des Waldstroms, der Alles mit sich zieht, was ihn aufhalten will? Hört man dabei die Klagen über Mangel des Gemeingeists bei unserer Nation, über die

unglücklichen Folgen, die daraus entstehen, über ihre Ohnmacht, Schlaffheit, Abhängigkeit von andern Völkern, und das namenlose Elend, das durch diese Abhängigkeit erzeugt wird; so denkt ja wohl jeder gerne nach, über die Ursachen dieses Mangels, über die Mittel, diesen Gemeingeist zu wecken, die Hindernisse wegzuräumen, und dadurch allen Verbindungen wieder die Kraft, Energie und zweckmäßige Richtung zu geben, ohne die keine bedeutende Wirkung möglich ist.

2.

Psychologische Entwicklung des Gemeingeistes.

Gemeingeist, oder Interesse für das Wohl einer Verbindung einer Gesellschaft, eines Ganzen, liegt, seinem Keime nach, tief in der Natur des Menschen. Freilich geht er von Selbstliebe aus; das Ich ist der Mittelpunkt alles dessen, was uns interessirt. Wir haben anfangs nur Interesse dafür, um unserer Selbst willen. Aber dieß Ich knüpft sich nach und nach mit so vielen andern Wesen zusammen, und diese Verbindung wird so innig, daß oft der Mensch am stärksten berührt wird, wenn man ihn nicht unmittelbar berührt, daß andere Wesen, der beste, geliebteste, empfindlichste

Theil seiner selbst werden, daß er nur dann seine Existenz recht fühlt und genießt, wenn er sich in Anderen widerspiegeln, fühlen und genießen kann. Alles treibt ihn, das sanfte Familienband um sein Herz zu schlingen und um ein anderes Herz; und hat er das gethan, so fühlt er den höchsten Grad der Selbstliebe, bei dem warmen Interesse für die Gattin, den Gatten, die Kinder. Seine Selbstliebe ist zu Gemeingeist geworden; sein Gemeingeist ist nichts anders, als erhöhte vervielfältigte Liebe zu sich selbst. Jetzt ist sein Haus seine Welt; seine Familie seine Menschheit; seine Gattin, seine Kinder, sind ihm die einzigen Repräsentanten des Geschlechts, zu dem er gehört: aber diese Repräsentanten machen ihre Geschäfte für die Menschheit sehr gut bei sei-

nem Herzen. In dieser Puppe des beschränkten häuslichen Lebens erzeugt sich ein Wesen, das sich freier und weiter verbreiten kann und gerne verbreiten mag. Bald sieht er ein, daß das Wohl seiner Familie auch andere Menschen erfordert; daß manche Unternehmungen für das Wohl und die Sicherheit der Familie, ohne Verbindung mehrerer Kräfte nicht auszuführen sind. So verbindet er sich mit Nachbarn, mit Bewohnern einer Gegend, eines Dorfs, einer Stadt, mit Menschen, die gleichen Beruf mit ihm haben, gleiche Geschäfte treiben, wie er. Er bemerkt nun leicht, daß Andere darunter leiden, wenn er von gewissen Seiten leidet, und daß es ihm Schaden bringt, wenn man den Andern von mancher Seite schadet. Dieß giebt Andern ein gewisses

Interesse für ihn, und ihm ein gewisses Interesse für Andere, mit denen er sich verbunden hat. So ist schon ein gewisser Grad von Gemeingeist, aus Bedürfnis und Liebe erzeugt. Aber dabei bleibt es nicht. Größere Gefahr, größere Unternehmungen, verwickeltere Umstände, machen größere Gesellschaften nöthig, und auch für ihn nöthig. So entstehen Staaten, oder der Mensch wird schon in einer solchen Gesellschaft, als Bürger eines Staats geboren. Hier kann es nicht der Empfindung, dem Gefühl des Bedürfnisses überlassen werden, wie sich das Interesse an dem Wohl der großen Verbindung zeigen soll. Das Bedürfnis liegt meist nicht so nahe, die Gefahr ist nicht so dringend; es fällt dem Kurzsichtigen nicht auf, warum gerade diese oder jene

richtig sagt Pope:

Äußerung des Gemeingeists, gerade jetzt, nöthig sey. Die nothwendigen Äußerungen des Gemeingeistes werden in Worte gefaßt; d. h., es werden Gesetze gegeben, die von jedem Mitgliede der Gesellschaft befolgt werden müssen, zu deren Erfüllung sich jedes Mitglied verpflichtet. Diese Gesetze werden gehalten, weil man sich dazu verpflichtete; und man mußte sich dazu verpflichten, weil gewisse beständige Äußerungen des Gemeingeistes nöthig befunden wurden, zur Erhaltung des Ganzen; wenigstens, nach der Einsicht derer, die das Ganze übersehen können. Früher oder später kommt aber der Mensch selbst zu dieser Einsicht; Gemeingeist wird ihm Pflicht. Und wär' auch kein Gesetz über die Äußerungen des Gemeingeistes gegeben; er ist sich

selbst ein Gesetz, ist sein eigener Gesetzgeber. Er wird manches von seiner Freiheit, von seinem Vermögen, von seinen Kräften, dem Wohl des Ganzen opfern, aus Überzeugung, daß es Recht und Pflicht sey. Sein Gemeingeist wird sich auch da äußern, wo alle äußere Verpflichtung aufhört. Er fühlt sich verpflichtet, auch da manchmal Gemeingeist zu zeigen, wo keine andere Verbindung statt findet, als die zwischen Mensch und Mensch. So wird denn auch diese schöne, wohlthätige Pflanze in dem Lohbette des Bedürfnisses aufgepflegt, rankt sich an dem hölzernen Pfahle der Klugheit und Gesetze empor, bis sie ihre Blüten und Früchte hoch über das Lohbett und den Pfahl hinauftreibt, und die süsse Frucht des ächten, sittlichen Gemeingeists zur Reife kommt. So richtig sagt Pope:

Selbstliebe nur, erweckt den Tugendsinn
Wie kleiner Kiesel stilles Wasser regt.
Die Mitte wird bewegt; bald folgt ein
Kreis,
Dann schnell ein größerer, und noch ein
größrer schnell,
So liebst du Eltern, Freunde, Nachbarn
erst;
Dann auch dein Vaterland; die Mensch-
heit dann *).

**) Self-love but serves the virtuous mind,
to wake;
As the small pebble stirrs the peacefull
lake,
The centre mov'd, a circle strait suc-
ceeds;
Another still, and still another spreads:
Friend, parent, neighbour first it will
embrace,
His country next, and next all-human
race.*

3.

Resultate daraus.

So ergiebt sich denn Einmal: daß vieles in der Einrichtung unserer Natur zu diesem Gemeingeiste hinleitet, ihm vorarbeitet, seine Entwicklung und seinen Wachsthum befördert. Das Verhältniß oder vielmehr Mißverhältniß zwischen unseren Bedürfnissen und unseren Kräften, ist der finstere feuchte Boden, in dem der zarte Keim dieses Sinns, die erste Nahrung findet; und auch hier gilt es: «das Saamenkorn kann nicht aufgehen, es sterbe denn.» Gerade unsere Schwäche muß uns veredeln, gerade durch das, was uns ein Fehlgriff von dem Schöpfer unseres Wesens zu seyn scheint, wurde das Meisterstück in der

menschlichen Natur vollendet. Durch den Tod unserer Allgenügsamkeit, unseres stolzen Zutrauens auf eigene Kraft, wird die Liebe belebt; das Beste, Unbegreiflichste, Göttlichste, was in dem Menschen ist. Fast alle Triebe oder Anlagen in unserer Natur wirken indess mit, diesen Gemeingeist zu wecken. Unser Trieb zur Geselligkeit! Müssen wir ja geben, wenn wir empfangen wollen! — Unser Trieb zur Glückseligkeit! Nur durch Verbindung mit Anderen, können wir einen mäßigen Grad von Glückseligkeit erreichen; und ohne Gemeingeist löset sich alle Verbindung leicht auf. Eine sonderbare aber höchstweise Einrichtung unserer Natur, die uns zum Gemeingeiste leitet! Ich muß Andere speisen, um selbst recht satt zu werden; auf Anderer

Haus, Güter, Gesundheit achten, um mein Haus, meine Güter, meine Gesundheit recht zu verwahren. Der Mensch ist wie die Erde, auf der er lebt, die viel empfängt, wenn sie viel ausdünstet, und Mangel leidet, wenn sie nichts hergiebt. Auch unser V o l l k o m m e n h e i t s t r i e b wirkt mit! Denn nur durch Verbindung mit andern, durch wechselseitige Mittheilung der Kenntnisse, Beobachtung und Erfahrung, können wir vollkommener werden. Endlich unser moralischer Sinn! Wir fühlen uns gedrungen, das als Pflicht anzuerkennen, was allgemeines Gesetz seyn könnte, seyn müßte; ohne welches die menschliche Gesellschaft nicht bestehen könnte; und unser moralischer Sinn dringt uns, das zu thun, was er uns als Pflicht vorgeschrieben hat.

Und so möcht' ich denn zweitens vier Perioden, Lebensalter oder Stufen des Wachsthum's bei dem Gemeingeist unterscheiden, weil der Unterschied mir wirklich in der stufenweisen Entwicklung des ächten Gemeingeistes zu liegen scheint. Es giebt einen Gemeingeist aus Bedürfnis, den ich sein Kindesalter nennen möchte, wo Menschen für den Augenblick die Nothwendigkeit fühlen, ihre Kräfte zu vereinigen, die verschiedenen Gaben zu nützen, sich von dem höheren Verstande leiten zu lassen, wo er sich findet. Diesen Gemeingeist findet man unter Wilden bei gemeinschaftlichen Jagden, bei grossem Fischfang, beim Kampf gegen wilde Thiere; auch wohl bei Errichtung von Dämmen, beim Kampfe gegen Feinde. Man findet ihn noch unter uns bei allge-

meiner Gefahr, bei Wassersnoth, Feuersbrunst, beim Kampfe gegen bewaffnete Räuber. Es ist der Gemeingeist des Instinkts; der Mensch hat ihn mit allen Thieren gemein, die in Gesellschaft leben, und viele unter ihnen leitet ihr Instinkt weiter. Nämlich aus dem, was Menschen im Augenblick des Bedürfnisses thun, zeigt sich dem menschlichen Verstande bald die Nothwendigkeit, sich auch ohne gegenwärtiges, dringendes Bedürfnis, sich ohne nahe Noth, für die Zeit der Noth zu verbinden. Man sieht ein, daß man sich wechselseitig seine Kräfte erhalten, vermehren müsse, um einst diese Kräfte für das Wohl des Ganzen brauchen zu können. Dieß giebt denn einen Gemeingeist aus Klugheit. Lassen Sie mich ihn einmal das Knabenalter

des ächten Gemeingeists nennen. So verbinden sich mehrere Familien, mehrere Stämme, für eine gewisse Zeit oder für immer. Sie führen nicht nur gemeinschaftlich ihre Kriege, stellen gemeinschaftlich große Jagden an. Sie suchen sich in allem fortzuhelfen, in allem zu leiten. Sie haben ein gemeinschaftliches Interesse. Nehmen die Besitzungen der Einen Familie, des Einen Stammes zu; so freuen sich alle übrigen, als wären ihre eigenen vermehrt. Was ein Stamm verliert, wird angesehen, als haben es alle verloren, weil Macht, Kraft, Hülfquellen des Einen Theils die Kraftmasse des Ganzen vermehren, Hülfquellen fürs Ganze sind. So entstanden auch die Zünfte, Innungen, Ämter — die Korporationen, Sozietäten, und wie die Verbindungen alle heißen. Ver-

einigungen für gemeinschaftliches, oft niedriges, ausschliessendes Interesse; für Erhaltung eigener symbolischer, oft sonderbarer, manchmal gar schädlicher Gebräuche, für Fortpflanzung gewisser eigenthümlicher, manchmal roher Sitten, und Erhaltung einer Freiheit, die manchmal dem Despotismus sich entgegenstemmt, manchmal aber auch kaum mit dem wahren Wohl eines Staats bestehen kann. Aus der Vereinigung mehrerer Familien und Stämme, entstanden endlich Staaten, und sie machten Gesetze nöthig, in denen es bestimmt ist, was und wie viel der Einzelne, zur Erhaltung und für das Wohl des Ganzen thun, geben und aufopfern muß. Hier ersetzt denn Gehorsam gegen die Gesetze, den Gemeingeist. Es ist der Gemeingeist aus Legalität. Wir

dürfen ihn ja wohl das Jünglingsalter des Gemeingeists nennen. Hat aber der Mensch einen höhern Grund in sich gefunden, um das Nöthige zum Wohl des Ganzen zu thun, zu geben, aufzuopfern; bedarf es bei ihm der äußeren Gesetze nicht, weil Pflichtgefühl bei ihm eingetreten ist, und ihn leitet: dann ist das Mannsalter des Gemeingeists bei ihm eingetreten; dann ist sein Gemeingeist worden, was er seyn und werden soll. Der Mann mußte Kind, Knabe und Jüngling gewesen seyn, um Mann zu werden; aber blos darum, damit er ein Mann werde. Das Kind, der Knabe, der Jüngling, haben manches Interessante, für manchen oft mehr Interessantes, als der Mann: aber weder das Kind, noch der Knabe und der Jüngling, haben doch den Punkt ihrer Reife erreicht. Frei-

lich sterben viele dahin, ohne ihn erreicht zu haben. So ist mit Gemeingeist auch!

Wir sehen drittens: Gemeingeist setzt Familiengeist voraus. Nur wo rechter Familiengeist ist, kann ächter Gemeingeist seyn. Wer nichts thun oder aufopfern mag, für die, die ihm so nahe sind; der thut sicher nichts für die, die ihm ferner sind. Die Sicherheit, Bequemlichkeit, Vorthelle, die uns der Staat oder eine andere Verbindung verschafft, ist uns nur in dem Maasse recht lieb, wie uns unsere Familie lieb ist, weil wir das alles mehr für sie, als für unser isolirtes Ich bedürfen, das ohne das alles leicht zurecht kommen mag. Im Innern des Hauses wird der Geist gepflegt, der für anderer Wohl etwas Schweres thun, etwas Liebes auf-

opfern kann. Gemeingeist entsteht
aus Bedürfnis; und nur dann habe
ich recht dringendes Bedürfnis,
wenn die etwas bedürfen, die mir
lieb sind.

4.

Beschreibung des wahren Gemeingeists.

Aus dem gesagten läßt sich nun leicht bestimmen, was ächter Gemeingeist sey. Nicht die jugendliche Aufwallung, der flüchtige aber übertriebene Patriotismus, oder der einseitige *esprit de corps*, der heute thut, was ihn morgen reut, und morgen nicht mehr fortsetzen mag, was er heute anfieng; nicht die blinde Vorliebe für Einen Stand, Ein Land, Eine Gesellschaft, bei der man so leicht die, die nähere Rechte an uns haben, und alle andere Stände, Länder, die ganze Menschheit vergift. Nein; ächter Gemeingeist ist der, aus bestimmt-gedachten Gründen entstandene, bleibende Ent-

schluss, für das von uns erkannte Wohl irgend einer Gesellschaft, selbst mit gewissen Aufopferungen, unsere Kräfte jeder Art zu verwenden, in so weit es mit unseren übrigen Pflichten verträglich ist. Mag jener Enthusiasmus mehr in die Augen fallen; mag er in dem Moment seiner Wärme mehr und Größeres thun, als der gemälsigte, pflichtmäßige Gemeingeist thun und sich erlauben wird. Nicht glänzen will der ächte Gemeingeist, sondern recht thun. Mag er manchmal eigensüchtig, kleinlich, gemein und schwach erscheinen, wenn er das Wohl des Weibes, der Kinder, nicht ohne Beruf, einem, vielleicht nur eingebildeten Wohl eines Ganzen, aufopfern will. Jeder war Mensch, Gatte, Vater, eh' er Bürger eines

Staats, Mitglied einer Gesellschaft war. Nur auf den ist immer und mit Sicherheit zu rechnen, der über Einer Pflicht, nie die übrigen vergißt. Der, der blind für Alles sich verwendet, was man ihm als Wohl des Ganzen angiebt, mag eifriger, feuriger scheinen, als der ruhige Mensch, der auch sehen will, ob es wirklich zum Wohl des Ganzen sey, wenn er Kräfte aufwendet; der Letzte spart nur, aber er geizt nicht. Er hat denn vielleicht noch Kräfte, wenn sie Jener verbraucht hat; und hat sie dann, wenn sie nöthig sind. Nicht die vulkanische Glut, die oft in so fürchterlich-schönen Explosionen sichtbar wird, sondern die gemälsigte, stäte unterirrdische Wärme belebt die Natur.

5.

Eigenschaften des wahren Gemeingeistes.

In dieser Beschreibung liegen denn zugleich die Eigenschaften, die der wahre Gemeingeist nach meiner Meinung haben muß. Einmal ist es nöthig, daß er aus bestimmt-gedachten Gründen entstanden sey. Man muß sich überzeugt haben, daß es nicht nur gut und vortheilhaft, sondern auch recht und Pflicht sey, seine Kräfte für ein Ganzes zu verwenden. Man muß sehen, welcher Nachtheil daraus entstehen würde, wenn wir es nicht thäten, wenn es allgemeine Maxime würde, es nicht zu thun; und man muß sich überzeugt haben, es könne nichts recht seyn, was offenbar nachtheilig wäre, sobald es alle thäten, sobald es

Grundsatz würde, es zu thun. Arbeitet man für das Wohl einer Gesellschaft, opfert man irgend etwas, oder sich selbst auf, blos darum, weil man ein Glied der Gesellschaft ist; interessirt man sich thätig für die Aufnahme eines Standes, aus dem einzigen Grunde, weil man auch diesen Stand wählte, ohne sich überzeugt, oder auch nur daran gedacht zu haben, ob man sich auch für etwas Gemeinnütziges interessire und aufopfere: so wird man nicht von einem vernünftigen, pflichtmäßigen Gemeingeiste getrieben, sondern von einem blinden, einseitigen *esprit de corps*, der nichts höheres kennt, als das Wohl dieses Standes. Man hat den höchsten, heiligsten Gemeingeist, für das Wohl der Menschheit in sich erstickt, zum Besten einer kleinlichen, ausschließenden Vor-

liebe, für eine gewisse Verbindung von Menschen, die blos irgend ein eigenes, eigensüchtiges Interesse leitet. Wäre also ein Mensch, von ächtem Gemeingeiste belebt, in eine solche Verbindung getreten, hätte er sich für ihr Wohl interessirt; und sie nähme eine nachtheilige Richtung für Sittlichkeit und Menschenwohl, oder er entdeckte diese Richtung: er wird und muß sich von der Verbindung losmachen, weil sie dem höheren Gemeingeiste entgegen ist. Kein Luther kann Augustinermönch, kann in irgend einem Mönchsorden bleiben. Kein Jesuit, so viel er auch zur Aufnahme seines Ordens that; kein Papst, mit so vielem Scharfsinn und Politik er auch das Ansehen dieses Stuhls erhob, ward, in so fern er dieses that, von wahrem Gemeingeiste be-

lebt. Ihr Sinn war nichts anders, als blinder Fanatismus, oder ehrgeiziger *esprit de corps*; ein Gift jeder wahren Tugend, die etwa in ihrem Herzen leben mochte.

Der ächte Gemeingeist darf ferner nicht flüchtige Aufwallung, sondern er muß stäter, fester Entschluß seyn. Fast alle, wenigstens gewiß alle reizbare Menschen, haben Tage, Stunden, Stimmungen, in denen sie zu einem gewissen politischen Enthusiasmus, wohl gar Fanatismus fähig sind. Aber weder die Entstehung, noch die Natur, noch die Folge dieses Enthusiasmus ist von der Art, daß er die Stelle des Gemeingeists vertreten, oder auch nur dazu leiten könnte. Er entsteht durch irgend etwas, was auf die Sinne, die Phantasie, oder auf die Empfindung wirkt; also nicht

aus bestimmt gedachten Gründen, aus gar keinem Grunde. Im Gegentheil: durch die aufgeregten Sinne, Phantasie oder Empfindung, wird die Vernunft betäubt; sie ist zum ruhigen Nachdenken unfähig, kann also nicht beurtheilen, ob irgend etwas, und was am besten für das Wohl des Ganzen gethan, aufgeopfert werden muß. Der politische Enthusiasmus kann also eben so gut zum Schaden, als zum Wohl des Ganzen handeln; er kann sich eben so gut für eine schlechte, als für eine gute Sache aufopfern. Er kann zehen Grade von Kraft aufwenden, wenn vielleicht nur ein Einziger nöthig wäre. Kein Enthusiasmus kann prüfen, überlegen und berechnen, eben darum, weil er Enthusiasmus ist. Und eben darum können auch die Folgen, die Wir-

kungen des Enthusiasmus nicht so seyn, wie man sie vom Gemeingeist erwartet. Zwar: wenn in dem ersten Augenblick, etwas Schweres, Großes zu thun, ein recht bedeutendes Opfer zu bringen, einer dringenden Gefahr zu begegnen ist: dann leistet der Enthusiasmus oft etwas, das unmöglich scheint, wenigstens unglaublich ist. In der Geschichte der französischen Revolution, und aller Revolutionen, in der Geschichte von der Stiftung der Religionen, fehlt es an solchen Beispielen nicht. Es war ein schöner Augenblick, als die drei und dreißig Männer, im Rütly, am Waldstettersee, in einer Winternacht unter freiem Himmel schwuren, die von ihren Voreltern geerbte Freiheit ihren Enkeln zu bewahren, aber auch ihre Tyrannen sollten keinen Tropfen Blut verlie-

ren! Eine schöne Nacht, mit der sich das Jahr 1308 anfieng, als die Burgen und der Twinghof eingenommen ward, die Vögte gefangen blös die Urfehde schwören mußten, daß sie die Schweizerischen Waldstädte nicht wieder betreten wollten, Alles ohne Verletzung des Eigenthums, ohne einen Tropfen vergossenen Bluts! Es war ein schöner Augenblick, als in der Nacht vom 4ten August 1789 der Vikomte von Noailles, in der National-Versammlung mit einer hinreißenden Beredsamkeit den Druck des Volks, durch Leibeigenschaft, Frohne und das ganze Feudal-System schilderte, es also gegen sich selbst und seinen ganzen Stand in Schutz nahm, und zuerst erklärte, daß er allen Vorrechten seines Standes und allen daraus entstehenden Vortheilen hiermit entsage;

als dieß, wie ein elektrischer Schlag, auf die ganze Versammlung wirkte; Alles sich zur Tribune drängte, um Verzicht auf ein Recht zu thun, und sich nach dem Tisch des Präsidenten stürzte, um Aufopferungen niederschreiben zu lassen; als alle Vorrechte des Adels, in Rücksicht der Abgaben, alle Frohndienste, Zehnten, und alle Vorrechte des geistlichen Standes, durch den Adel und die Geistlichkeit selbst aufgehoben, und von diesen zweien Ständen, wenigstens zwei Drittel ihrer Einkünfte aufgeopfert wurden. Es fiel wenigstens sehr in die Augen, als am 10ten October 1789 Talleyrand-Perigord, damaliger Bischof von Autun von der Rednerbühne vorschlug, die Güter der Geistlichkeit zu Nationaleigenthum zu machen, wodurch wirklich 3000 Mill.

Livres an Gütern der Nation zu fielen: aber wenn auch das Letztere reiner Enthusiasmus gewesen wäre; so sind doch die Fälle nur selten, in denen das Wohl des Ganzen solche kühne Mafsregeln, solche grofse Opfer verlangt. Im gewöhnlichen Gange der Dinge wird stäte Bereitwilligkeit, das Nöthige für das Wohl des Ganzen zu thun, ihm kleine Opfer zu bringen, aber nicht so etwas Grofses erfordert. Und nach der Aufspannung des Enthusiasmus folgt oft, der Natur des Menschen gemäfs, eine Erschlaffung, die für den Gemeingeist nicht vortheilhaft ist. Leicht thut auch der Mensch im Enthusiasmus zu viel; giebt mehr weg, als er weggeben sollte, manchmal, was nicht ihm gehört, wie diefs am 4ten August und 10ten October zu Paris wirklich der Fall war. Er verletzt

also andere Pflichten aus Patriotismus. Kurz: patriotischer Enthusiasmus ist so wenig ächter Gemeingeist, wie hohe schwärmerische Verliebtheit die ächte eheliche Liebe ist.

Auch darum ist die Aufwallung des Enthusiasmus von dem ächten Gemeingeiste noch verschieden, weil der Gemeingeist sich nicht blind hingiebt, für Alles, was man als Wohl des Ganzen ansieht oder angiebt, sondern für das, was er als Wohl des Ganzen erkennt. Der wahre Patriot will nicht die schwärmerischen Ideen gewisser warmer Köpfe unterstützen, nicht diese oder jene Nebenabsichten schlauer Egoisten befördern, die sie den Kurzsichtigen unter der Maske des Eifers für allgemeines Wohl verbergen. Er will wirklich das Wohl des Ganzen! Würd' also etwas vor-

geschlagen, was der gemeinschaftlichen Sache bloß für eine Zeit ein gewisses Ansehen gäbe, wobei sie sich doch nicht erhalten könnte; etwas, was den Kräften des Ganzen nicht angemessen wäre, was diese Kräfte überspannte, also das Ganze schwächte; wollte man Maafsregeln ergreifen, wodurch der Zweck des Ganzen wegen kleiner Nebenabsichten verhindert, erschwert, wenigstens die Kraftmasse zu sehr getheilt würde: der Mann von ächtem Gemeingeiste wird nicht bloß dabei unthätig bleiben; er wird sich mit allen Kräften diesen Flitterideen widersetzen, den falschen Maafsregeln entgegenarbeiten. Nur dann hat er in solchen Fällen ächten Gemeingeist, wenn er bloßen Parteigeist zu haben und zu nähren scheint. Oder waren es etwa keine ächte deutsche

Patrioten, die den Krieg mit Frankreich gleich anfangs widerriethen, die dem Geschrei falscher oder verstellter Patrioten entgegen sprachen, und für ein kleines Opfer stimmten, damit man nicht grössere zu bringen genöthigt werde? Hat nicht der Erfolg nur zu gut oder vielmehr nur zu schrecklich gezeigt, wie recht sie hatten? Und war es nicht voraus zu sehen, hat es nicht die Geschichte aller Reichskriege gelehrt, daß für das deutsche Reich im Kriege viel zu verlieren, aber nichts zu gewinnen sey? Leuchtet es nicht jedem Kenner und Halbkenner ein, daß die ganze deutsche Reichsverfassung, das verschiedene Interesse, die Zerstückelung seiner Staatskräfte, und die wenige Abhängigkeit mancher Reichsfürsten — eine Organisation, die sonst den Einzelnen

Staatsbürgern von manchen Seiten so vortheilhaft ist — doch durchaus nicht für einen gemeinschaftlichen Krieg gemacht sey? Oder kann sich der wahre deutsche Patriot nicht seines Vaterlands und dessen Verfassung freuen, sich darin wohl und glücklich finden, wenn er auch einsieht, daß die Deutschen, eben wegen dieser Verfassung, im Kriege keine vortheilhafte Rolle spielen können? Man ist vielleicht ein sehr verdienstvoller, brauchbarer Mann, wenn man auch nicht immer Pistolen und Degen im Stand und bei der Hand hat, mit der Pistole kein Sechsgroschenstück treffen, und den Degen nicht wie der Ritter d'Eon brauchen kann. — Nur Einen Fall giebt es, wo der wahre Gemeingeist uns drängt, selbst gegen eigene Überzeugung, seine Kräfte der gesamm-

ten Kraftmasse beizufügen, um einen Zweck zu erreichen, der das Wohl des Ganzen nicht erhöht. Wenn man nämlich Andere nicht überzeugen und gewinnen, ihre Kräfte nicht für das wahre Wohl des Ganzen in Thätigkeit setzen kann; wenn der Nachtheil noch weit größer würde, sobald man seine Kräfte von der gemeinschaftlichen Kraftmasse trennte. Man wählt dann unter zwei Übeln das Kleinste. Man sucht wenigstens dadurch das gemeinschaftliche Wohl zu befördern, daß man einen größeren Nachtheil verhindert. Treflich ist diese ehrwürdige Seite des ächten Gemeingeists, von Klopstock in seinem Bardiet: «Herrmann und die Fürsten» dargestellt. Herrmann, der mit anderen deutschen Fürsten und dem Heere der Deutschen, vor ei-

nem verschanzten Römischen Lager unter Cäcina stand, hatte all seinen Einfluß und seine ganze Beredsamkeit angewendet, um die Fürsten zu einer Waldschlacht zu bewegen, in der die Deutschen so viele Vortheile vor den Römern hatten. Aber vergebens! Aus Stolz und Verwegenheit bestanden sie darauf, das verschanzte Lager zu bestürmen. Er war überzeugt, daß es übel ablaufen werde; daß Cäcina nichts mehr als einen solchen Angriff wünschte. Als er aber die Fürsten nicht davon abbringen konnte; so trennte er sich nicht etwa mit seinen Cheruskern von dem Heere, überläßt nicht die Übrigen ihrem Schicksale, obgleich Ingomar besonders ihn so sehr verkannt hatte. Nein; er macht noch einen Versuch. Er überwindet sich, den Fürsten seinen ganzen kühnen

Plan mitzutheilen, wodurch er den Krieg auf Einmal zu endigen denkt. Aber als auch dieses vergebens ist, und man ihn nur eines ungemesse- nen Stolzes beschuldigt, sagte er in der äußersten Bewegung:

«Euer Schweigen ist das Schwei- gen der Entscheidung! Und so habe ich denn das mit einer Selbstüber- windung, zu der ich mich noch nie erhob, und der ich mich völlig un- fähig hielt, — das hab' ich den Fürsten Deutschlands umsonst ge- sagt! Verwünscht sey jedes Wort, jeder Lispel, jeder Traumlaut vom Künftigen; und dieß auch aus der neuen Ursache, die ich jetzt in ihr- rer ganzen Bitterkeit kennen lerne. (Man hatte ihn beschuldigt, daß er Alles aus Stolz vorschlage.) Wohlan denn; wenn es die Fürsten nicht wollen, so wollens die Götter auch

nicht, und ich unterwerfe mich! —
Ordnet und gebietet mir, was Ihr
wollt. Ich gehorche.» *) Das war
Gemeingeist, der dem Wohl des
Ganzen Alles, auch seine Überzeu-
gung aufopfern kann!

Die wesentlichste Eigenschaft des
Gemeingeists, ohne die er diesen
Namen nicht verdient, sondern et-
was ganz Entgegengesetztes verräth,
ist gänzliche Uneigennützigkeit,
Uneigennützigkeit in jedem Sinne
des Worts. Man muß durchaus
nichts um seinen willen wollen, vor-
schlagen, durchsetzen, weder zur
Vermehrung seiner Einkünfte noch
seines Ansehns, seines Einflusses,
seines Nachruhms. Wenn über das
Wohl des Ganzen berathschlagt oder
dafür gehandelt werden soll; da muß

*) Elfte Szene.

man sich und was uns sonst nahe ist, da muß man das Interesse anderer Verbindungen und Gesellschaften ganz vergessen. Man muß Kräfte brauchen und Kräfte zurückhalten, Ehren und Würden annehmen und niederlegen, nicht, wie man es für sich selbst am besten, am gemächlichsten findet, sondern wie es das Wohl des Ganzen fordert. Man muß gemeinschaftlich mit Leuten arbeiten, die uns zuwider sind; mit Leuten, die uns beleidigt haben; man muß die Beleidigung vergeben und zu vergessen suchen, muß sich nach der Schwäche, nach den Vorurtheilen, Launen, Sonderbarkeiten Anderer bequemen, sobald es für das gemeinschaftliche Wohl nöthig ist. Young sagt von Pelham, einem Englischen Patrioten: «was war der Kopf eines Pelhams, gegen

sein Herz?» Das kann man von Jedem sagen, der von ächtem Gemeingeiste belebt ist. Ein solcher Mann war unter andern der trefliche Graf Bernstorff der ältere, dem Dänemark, so wie seinem Nachfolger gleiches Namens, so viel zu danken hat. Im siebenjährigen Kriege ließ Friedrich II. die Befreiung seiner Güter im Mecklenburgischen, sowohl von Kriegssteuern, als Rekrutenstellungen befehlen. Als aber der Graf erfuhr, daß die Summe auf das übrige Land vertheilt werden solle, nahm er die Befreiung nicht an. Erst nachdem Friedrich die Erlassung dieser Summe für das Land zugestanden hatte, fragte er bei seinem Könige an, ob er die Befreiung annehmen dürfe, bezahlte aber für Rekrutenstellung an die Landschaftskasse jährlich 2,000 Tha-

ler *). Selbst für die Königlichen Kosten hatte Bernstorff keinen Eigennutz, sondern rieth zu ihrem Nachtheile, wenn es das Wohl der Nation erforderte. Er sah ein, wie nachtheilig die Westindisch-Guineische Handlungsgesellschaft, wie alle Monopolen dem Staate und den Inseln war. Er leitete es also ein, daß der Gesellschaft alle Besitzungen, Waaren und Vorrechte für 2,200,000 Thaler abgekauft wurden, um allen Kaufleuten in Dänemark und Schleswig den Zugang nach den Inseln zu öffnen. Und wie sehr war dadurch fürs gemeine Beste gesorgt! Vorher kamen kaum zwei, höchstens drei Schiffe mit Zucker nach Kopenhagen. Der Preis war wegen des Monopols hoch; und nicht einmal die

*) Bernstorfs Leben, S. 129, 130.

Residenz, vielweniger das Land, war mit Zucker versorgt. Jetzt kommen bloß durch die Konkurrenz 45—48 Schiffe mit Zucker, Kaffee, Rum, Tabak, Baumwolle, Reis, Färbholz, in Kopenhagen an, und Dänemark führt sehr viel Zucker aus *). Wie viel hat die Nation gewonnen, da der Staat einige Millionen opferte!

Wirklich, er ist eine Zierde der Menschheit der Mann, der von ächtem Gemeingeiste belebt wird. Von ihm kann man mit Wahrheit sagen, was Schmeichler von manchem Regenten sagten: daß ihm zum Gott nichts als uneingeschränkte Macht fehle und Unsterblichkeit!

*) *Lettres sur le Danemarck*, (bekanntlich von Roger, Bernstorfs Sekretär) T. 1, S. 171. T. 2. S. 302.

6.

*Respekt vor dem Manne, der ächten
Gemeingeist hat.*

Wirklich fühlt man unwillkührliche Ehrerbietung vor dem Manne, der ächten, reifen Gemeingeist zeigt. Man denke sich einen Süllý, der durch weise Finanzeinrichtung sein Vaterland hob und beglückte, der sich oft dem Mißfallen seines Königs aussetzte, seine Ungnade wagte, wenn es das Wohl der Nation galt; einen Chatham, der sich, seine Zeit, seine Kräfte, und allen Lebensgenuß, mit einer solchen Uneigennützigkeit dem Staate aufopferte; einen Bernstorff, der so lange an der Spitze aller Geschäfte stand, seine Kräfte so anstrengte, so viele Gelegenheit hatte, sich zu bereichern,

und weit ärmer starb, als er geboren ward. Man vergegenwärtige sich einen Walter Mifflins, der ohne Post und doch ohne Furcht durch die Englische Armee gieng, um ihrem Anführer Vorstellungen zum Besten seiner Landsleute zu thun, und damit nichts als seine strenge Pflicht erfüllt zu haben glaubte; einen Franz Ludwig von Würzburg, der überall selbst sah, selbst arbeitete, so vielen tausend Armen Nahrung, so vielen tausend Kindern Unterricht, und allen seinen Unterthanen Sicherheit ihres Lebens und Eigenthums, Recht und schnelle Gerechtigkeit verschaffte, und so oft öffentlich darüber klagte, daß er so wenig thun könne; einen Howard, der einen großen Theil seines Lebens zubrachte, Gefängnisse, Krankenhäuser, Zuchthäuser und Pest-

häuser zu besehen, um das Elend der Gefangenen und Kranken darzustellen, und Vorschläge zu dessen Linderung zu thun, dem so viele tausend Elende Linderung ihres Elends verdanken, ohne ihn zu kennen; man überdenke die Bemühungen, die Aufopferungen, Verleugnungen, den Scharfsinn, die hohen Geisteskräfte dieser Männer und ihren Gebrauch, ihre Festigkeit, Stätigkeit, Unermüdlichkeit: und gewiß fühlt jeder das Große, Edle in ihrer Handlungsart. Jedem wird es sein Herz sagen, daß dieß die wahre Menschenwürde sey; man wird sich freuen, zu einem Geschlechte zu gehören, zu dem auch jene Männer gehören; man müßte seine natürlichsten Empfindungen verleugnen; man müßte aufhören, ein rechter Mensch zu seyn, wenn man keine Ehrfurcht vor die-

sen Männern fühlen wollte. Und was ist es denn in uns, das ihren Werth so tief empfindet? Welcher Sinn ist in uns, dem dieser uneigennützig, stete Gemeingeist so gefällt? Wir bewundern nicht ihre Geisteskraft hauptsächlich; nicht den Erfolg hauptsächlich, der ihre Bemühungen krönte; nicht die Größe ihres Wirkungskreises, die Höhe ihres Standpunkts. Wir bewundern die schöne Richtung, die ihre Geisteskräfte nahmen, ihre Bemühung, ihren Zweck, ihren festen, guten Willen, ohne Rücksicht auf den Erfolg. Also das Sittliche, das Edle an sich! Welcher Sinn in uns könnte aber dies bewundern, als der, durch den es allein als sittlich, als edel empfunden wird, unser sittlicher Sinn, unser moralisches Gefühl, unser Gewissen, oder wie man es

nennen will? Dieß moralische Gefühl ist aber ohne Zweifel das Organ der Gottheit in uns. Was sich ihm empfiehlt, ist schon darum recht und gut, weil es sich ihm empfiehlt; was von ihm getadelt wird, ist schon darum unrecht und böse, weil diese Gottheit in unserer Brust es tadelt. Unser eigenes Gefühl, oder vielmehr der unbestechliche Richter in uns, sagt es also schon jedem Menschen, daß Gemeingeist recht, gut, edel, — daß er etwas Pflichtmäßiges sey. Sähen wir es auch nicht, wozu er nütze; dünkte es uns selbst, daß er oft schädlich wirke: er ist des Menschen würdig; der Mensch soll ihn haben, soll darnach handeln, weil er von dem Göttlichen in ihm, unbedingt, und unwiderruflich gebilligt wird.

Oder nehmen wir die Gegenseite! Vergegenwärtigen wir uns einen Ludwig 14, der viele tausend seiner bravsten, fleißigsten Unterthanen, aus seinem Reiche vertreibt, bloß um von seinem Beichtvater Absolution zu erhalten; der also ein hundertfaches Verbrechen an Andern begeht, um für sich Vergebung eines Verbrechens zu erhalten; denken wir an einen Ludwig 15, der sich herzlich freut, wenn die Kornpreise steigen, weil er sich durch Kornhandel bereichert; der ganze Gegenstand bis zur Hungersnoth schwächten, Hungersnoth durch die künstlichen Mittel seiner Agenten befördern läßt, um sein Korn desto höher zu verkaufen; an einen Robespierre, der viele Tausende auf die elendeste Art in Kerkern verschmachten, und noch weit mehrere Tau-

send hinrichten, erschiessen, ersäufen läßt, bloß um sich zu erhalten, und seine unumschränkte Gewalt, — bloß um fort rauben und wüthen, um 30 Millionen Menschen in unaufhörlichem Schrecken erhalten zu können! — Empört sich nicht unser Inneres gegen solche Unmenschen? Fühlen wir es nicht, daß sie Unmenschen sind? Wäre es uns möglich, sie in unserm Herzen zu achten, zu verehren, zu lieben? Ist er nicht allgemein, unwillkürlich, unauslöschlich, der Abscheu, den wir gegen sie empfinden, so lange wir selbst noch Menschengefühl haben? Und dieser allgemeine Abscheu, diese unwillkürliche, tiefe Verachtung, die wir gegen sie empfinden, weil sie bloß auf sich sahen, Alles sich selbst aufopfert, weil jeder Keim von Gemeingeist in ihrem Herzen

erstickt ist; wie laut sagt sie uns nicht, daß der Mensch, ganz ohne Gemeingeist, ein unedles, verächtliches, verabscheuungswürdiges Wesen sey, daß er nur durch Gemeingeist, zu einem eigentlichen Menschen werde? — In diesem natürlichen, allgemeinen Gefühle liegt dann schon die Verpflichtung zu Gemeingeist, ein Beweis von der Nothwendigkeit des Gemeingeistes.

7.

*Verpflichtung zu Gemeingeist liegt schon
in der Einrichtung unserer Natur.*

Und wenn wir ihm etwas weiter nachspüren, diesem natürlichen Abscheu vor dem herzlosen Egoisten, und dieser Achtung vor dem Manne, der durch Gemeingeist belebt wird, so finden wir leicht, worin diese unwillkührlichen, allgemeinen Empfindungen gegründet sind. In nichts geringerem, als in der Ahnung, in der mehr oder weniger entwickelten Überzeugung, daß der Mensch ohne Gemeingeist, auf eine gewalthätige Art, an seiner Menschheit zerrüttet, zerstört, sich zu einem anderen Wesen, zu einer moralischen Mißgeburt umgestaltet habe. Eine ähnliche Empfindung, die uns er-

greift, wenn wir ein durch Thorheit und Laster ganz entstelltes Gesicht sehen, oder wenn wir auf eine körperliche Mißgeburt stoßen; ein ähnlicher Schauer, der uns überläuft, bei dem Eindruck: etwas Menschenähnliches und doch kein Mensch! — etwas von der Art ergreift uns auch, wenn wir einen Menschen ganz ohne Gemeingeist, wenn wir einen vollendeten Egoisten erblicken. Den nemlichen Abscheu, den wir empfinden, wenn wir von einer gewissen Königin lesen, daß sie aus politischen Absichten ihren leiblichen Sohn, durch unmenschlich - strenge Erziehung, langsam gemordet habe, und wenn wir es uns als Wahrheit denken; den empfinden wir auch bei einem Menschen, der das Wohl einer Nation aufzuopfern fähig ist, um seine Leidenschaften zu befrie-

digen, um auf seine unnatürliche Art glücklich zu seyn. Wirklich ist Gemeingeist so innig mit unserer Natur verwebt; es ist bei der Organisation der Menschheit und des Menschen so sicher auf ihn gerechnet, — nicht blos gerechnet, daß er von selbst kommen werde, sondern die Kräfte, Triebe, Ressorts, Bedürfnisse seines Wesens, sind so in einander gefügt, gegen einander abgemessen, daß er sich nothwendig entwickeln muß, in so fern man nur irgend etwas Sittliches erzwingen kann und darf. Der erhabene Geist, der unsere innere Struktur so wunderbar-weise einrichtete, der hat so viele Anstalten gemacht, um uns zu Gemeingeist moralisch zu nöthigen, daß man sich schon beträchtlich mißbilden muß, wenn man ihn in sich ersticken will. All unser Ge-

nufs artet dann in eine moralische Selbstbefleckung aus, — ein Greuel für jeden Menschen von sittlichem Gefühl. Alle unsere Triebe und Kräfte erhalten eine verkehrte Richtung; das Faulfieber des Egoismus macht uns kränker, in dem Maals, wie wir vollsäftiger sind. Je mehr ein Mensch ist, und seyn und leisten kann, je abscheulicher wird er, wenn er allen Gemeingeist in sich erstickt hat. Und nichts ist natürlicher! Die Gaben und Kräfte sind so ungleich vertheilt; so wenig den Bedürfnissen jedes Einzelnen angemessen, daß diese Bedürfnisse nur durch eine gemeinschaftliche Gaben- und Kraftmasse befriedigt werden können. Der, der weder Körperkraft noch Körpergeschicklichkeit hat, bedarf diese Geschicklichkeit und Kraft nicht weniger, als der Starke, wenn

er leben will. Der beschränkte Kopf, ohne Wissenschaft und Kenntnisse, hat oft Nachdenken und Kenntnisse nöthig, oder er kommt nicht fort. Will der Eine nicht für den Andern denken, dieser für jenen nicht arbeiten; so sind ihrer beider Bedürfnisse nicht befriedigt. Und gelingt es dem Einen, durch Geld oder List und Gewalt, den Andern bloß zum Werkzeuge für sich zu gebrauchen, ohne für ihn etwas zu thun: so wird der Erste ein Despot, und der Andere ein Sklave. Der Eine verdirbt durch seinen Despotismus, der Andere durch seinen Sklavensinn. Zuletzt empört sich das unerstickbare Menschengefühl bei dem letzteren, weil er von dem Despoten immer unleidlicher gekränkt wird, und er setzt sich durch eine Explosion von Gewalt in seine

natürliche Menschenrechte ein, oder drängt vielmehr den Despoten heraus. Der Despot wird Sklav; der Sklav wird Despot. So rächt sich die Natur! Schon hieraus wird es klar, daß auch der Glückseligkeitstrieb, wenigstens in seiner schönsten, menschlichsten Richtung, nicht befriedigt werden kann, ohne Gemeingeist. Der feinste Genuß ist uns versagt, wenn wir nicht genießen lernen in Anderer Genuß. Der menschlichste Theil unseres Wesens ist nicht glücklich, wenn wir uns nicht üben glücklich zu werden in Anderer Glück. Wir werden sicher nicht geliebt, ohne innige Theilnahme an Anderer Wohl, — ohne Gemeingeist. Und gäbe es wohl ein Menschenglück, wenn man nicht geliebt wird? Höchstens, wenn der Mensch Alles hat, was er will, ge-

niefst er die Glückseligkeit eines fein-sinnlichen Thiers; der Mensch in ihm geht leer aus. Auch unser Geselligkeitstrieb ist auf Gemeingeist berechnet, setzt Gemeingeist voraus, wenn er recht befriedigt werden soll. Wer nicht selbstlos geben, erheitern, Vergnügen um sich her verbreiten mag, an dessen Erheiterung, dessen Vergnügen liegt auch Anderen wenig. Wer der Gesellschaft nicht kleinere oder größere Opfer zu bringen fähig ist; der darf auch keine Opfer von ihr erwarten. Und er wird sie noch weniger erhalten, wenn er sie erwartet. Der Umgang mit Menschen wird ihm wenig geben, wenn er eigensüchtig Andere vergifst, und nur an sein Vergnügen denkt. Und wie sollte er vollkommener werden, wie sollte sein Vollkommenheitstrieb

befriedigt werden können, ohne Gemeingeist? Jeder Mensch muß von Anderen lernen; Anderer Ideen müssen seine Ideen wecken; Anderer Gesichtspunkt muß ihn vor Einseitigkeit bewahren; Anderer Beurtheilungskraft muß oft seine Beurtheilungskraft leiten; der Schwung eines höheren Geistes muß ihm Lust und Muth machen, sich selbst zu heben, wenn sein Geist Alles werden soll, was er werden kann. Der Edelsinn des Edeln, der ihm sein Herz öffnet, entzündet ihn am leichtesten zu ähnlichem Edelsinn. Die Liebe des rein-Liebenden, die ihm entgegenkömmt, weckt am natürlichsten eine gleiche Liebe in seinem Herzen. Die hohe Tugend des Tugendhaften, Gewissenhaften, ist ihm der beste Sporn zur Gewissenhaftigkeit, wenn der Tugendhafte ihm recht

nahe wird. Aber wird der Edle, der Liebevoller, der Tugendhafte, sein Inneres dem aufschließen, dessen Herz durch Egoismus zusammengeschrumpft ist? Wird der Liebevoller den lieben können, der nichts als sich selbst zu lieben vermag? Werden die Verständigen, die Denker, die Weisen, die höheren Geister in seinem Kreise, ihn leiten, heben, beleben, — ihm etwas geben mögen, wenn er nur nehmen, und nichts geben will? Wird der Kreis, die Stadt, das Völkchen oder Volk, unter dem er lebt, an ihm wahren Theil nehmen, wenn man merkt, daß er an nichts als an sich selbst wahren Antheil nimmt? Nein; er ist ein Glied, das sich von dem Körper der Menschheit losgerissen hat; es geht kein Lebenssaft mehr in ihn über. Der Baum trägt keine Früch-

te mehr. Was hindert er das Land?
Wozu saugt er das Land aus? —

Eine Gesinnung, die so tief in
der menschlichen Natur liegt, zu
deren Nahrung und Pflege die Na-
tur so viel gethan hat, ohne die der
Mensch durchaus nicht Alles seyn
und werden kann, was er seyn und
werden soll, die ist ja wohl nöthig
in uns. Wir haben ja wohl die Ver-
pflichtung, sie zu erhalten und zu
nähren; wir handelten sonst gegen
die weisen Zwecke des höheren
Geistes, der unsere Natur so bildete.
Diels ist denn der Fall mit dem Ge-
meingeist.

8.

Äußere Vortheile, die der Gemeingeist bringt, wenigstens bringen kann.

Und so erwartet man ja wohl schon, daß der Gemeingeist auch äußere Vortheile für die Gesellschaft, den Staat, für ein Volk und für die Menschheit, bringen werde. Wir machen uns elend, wenn wir den Zwecken der Natur entgegen arbeiten, oder entgegen zu arbeiten suchen; wir machen uns glücklich, wenn wir den Winken der Natur folgen, die Zwecke der Natur auch an unserer Seite befördern. Bei Mangel an Gemeingeist kann weder für die Sicherheit, noch für Ordnung und Aufnahme einer Gesellschaft gesorgt werden. Bei herrschendem Gemeingeiste ist dieß leicht.

Mangel an Gemeingeist bei Herrschern bereitete Druck. Gemeingeist bereitete Wohlstand und Glück ihrem Volke. Durch Mangel an Gemeingeist haben freie Völker ihre Freiheit verloren. Durch Gemeingeist haben sie ihre Freiheit wieder erkämpft. Ohne Gemeingeist ist nichts Großes möglich; durch Gemeingeist wird Manches möglich, was unmöglich scheint. Ich will nur an einige Beispiele erinnern, um es zu vergegenwärtigen, was Gemeingeist vermag. Friedrich II, dem ich noch immer nicht blos Herrscherklugheit, sondern wahren Gemeingeist zutraue, hat während seiner 45jährigen Regierung die Volksmenge seiner alten Erbstaaten fast in sich verdoppelt, wenigstens mit $\frac{11}{14}$ (von 2,400,000 auf 4 Millionen) vermehrt, und über 800 neue Dörfer und Vor-

werke angelegt *). Alle seine Unterthanen kamen dabei in weit besseren Wohlstand, als sie vorher gewesen waren. Leopold in Toscana hob alle Monopolen auf, verminderte die Abgaben, legte viele hundert neue Schulen, blos für das weibliche Geschlecht 83 an, suchte die Verbrecher nicht blos zu bestrafen, sondern zu bessern **); und hob den Wohlstand in diesem kleinen Lande so, daß man seine Grenzen schon durch den Kontrast unterscheiden konnte, den Gebäude, Feld und Menschen mit den angränzenden machten. Aber es müssen nicht gerade Regenten seyn, die durch Gemeingeist so wohlthätig wirken.

*) Herzbergs akademische Abhandl. 85, S. 29 ff.

**) Man sehe die allbekannte Schrift: *Il Governo di Toscana*.

Vereinigte Kräfte von Vielen zu Einer Gemeinkraft, durch Gemeingeist, wie viel Gutes, Wohlthätiges haben sie bewirkt! Wenige Länder kommen darin England bei, an dessen Reichthum freilich auch andere Länder nicht reichen. Es giebt fast keine Art von Elend, keinen wohlthätigen edlen Zweck, wozu sich nicht gewisse Gesellschaften verbunden hätten, und noch täglich verbänden; und es ist zum Erstaunen, wie viel Elend dadurch gelindert, wie mancher edle Zweck dadurch erreicht wird.

Die *humane society*, 1774 gestiftet, hat in 20 Jahren von 2888 Scheintodten, 2087 zum Leben gebracht.

Die wohlthätige Gesellschaft, zu Befreiung armer Schuldner (*at the*

thatched house) hat von 1772 bis 76, 12,461 Menschen losgekauft. *)

Die Gesellschaft, die hülflose Knaben zum Seedienst erziehen läßt, hat in Einem Jahre 968 wohlunterrichtete, mit allem Nothdürftigen versehene Knaben an die Marine gegeben.

Eine andere Gesellschaft, die dürftige Kranke in ihren Wohnungen verpflegen läßt, die 1777 gestiftet wurde, hat in 12 Jahren 35,466 Menschen verpflegen und kuriren lassen.

Die Gesellschaft: Zuflucht für den Fleiß, 1791 gestiftet, hatte schon im September, 110 Menschen für immer Arbeit und Brod verschafft.

*) S. Howard über Gefängnisse und Zuchthäuser, von Köster, 80, S. 61.

Die Societäten für Sonntagsschulen, hatten schon im Jahre 93, 905 Schulen gestiftet, und 58,000 Schüler gezählt.

Eine Gesellschaft zu Unterstützung armer Schwangeren, hat in einem Jahre 412 solcher Elenden versorgt. Aufmunterung und Belohnung guter Dienstboten, Versorgung der Wittwen und Waisen, von getödteten Seeleuten, und wer weiß, wie viele wohlthätige Zwecke, werden durch Gemeingeist ins Auge gefaßt, und mehr oder weniger erreicht.

Was kann und wird durch die Berliner Rettungsanstalt gewirkt werden, wenn sie mit der Weisheit und Thätigkeit geleitet wird, mit der ihr Anfang geleitet ward!

Doch es brauchen nicht einmal Viele sich zu vereinigen; oft kann ein einzelner Mensch Wohlthäter sei-

ner Nation, Wohlthäter der Menschheit werden, durch seinen Gemeingeist. Ich erinnere nur an Arnold von Winkelried, an Howard und an Washington, — drei Männer von ganz verschiedenem Stande, von verschiedenen Gaben, und die auch auf ganz verschiedene Art wirkten, die aber wegen ihres Gemeingeistes neben einander zu stehen verdienen.

Die Schweizer rangen noch immer um ihre Freiheit, mit einem Muth, einer Festigkeit und einer Geistesgegenwart, die man nur im Kampfe um Freiheit haben kann. Leopold von Östreich hatte sich vorgenommen, die Eidgenossen wie Rebellen zu bestrafen, vorerst aber die Stadt Lucern, die Vormauer der Waldstätte einzunehmen. Voll Stolz und Heldenfeuer zog er mit 8,000

Bewaffneten über Sursee nach Sempach. Auf einer Anhöhe standen die Eidgenossen, etwa 1,400 an der Zahl, mit kurzen Waffen, einige mit Hellebarden, und durch kleine Bretter, statt Schilde am linken Arme, geschützt. Leopold liess seine Ritter absteigen; aus Hoffart vermuthlich, um den Sieg nicht den Pferden zu verdanken. Sie mußten enge zusammen treten; und durch ihre Spieße, die noch aus der vierten Reihe hervorragten, machten sie eine fürchterliche Fronte. Jetzt zogen die Eidgenossen aus dem Walde in das Feld herab, fielen auf ihre Kniee, beteten zu Gott, nach ihrer Gewohnheit, und fielen den Feind in vollem Laufe mit Kriegsgeschrei an. Sie hofften seine Glieder zu durchbrechen; aber die Schilde standen gegen sie wie eine Mauer, die Spieße

wie ein Wald eiserner Stacheln. Die Ritter machten eine Bewegung, sich in einen halben Mond zu formiren, und so die Eidgenossen zu umringen. Wirklich waren die Eidgenossen in Gefahr. Schon sechzig waren erschlagen, und die feindliche Ordnung stand ungebrochen fest. Da entschloß sich Winkelried, für die Freiheit seines Vaterlandes zu sterben. »Ich will Euch eine Straße machen!« sagte er zu seinen Gefährten, sprang aus den Reihen, und rief laut: »Sorget für mein Weib und meine Kinder!« Jetzt war er an dem Feinde, umschlang mit seinen Armen so viele Spiesse, als er fassen konnte, begrub sie in seine Brust, und weil er sehr groß und stark war, drückte er sie im Fallen mit sich zu Boden. Die Eidgenossen hatten ihn verstanden; er

sollte nicht umsonst sterben. Festgeschlossen, mit der angestrengtesten Gewalt drangen sie in die Lücke ein. Aus dem Walde stürzten sich noch mehrere herab, sie zu unterstützen. Die Reihen der Ritter preßten sich, um die Schweizer zu pressen. Viele erstickten von Hitze und Druck, in ihren schweren Harnischen, ohne Wunde. Das Hauptbanner von Östreich sank zweimal. Leopold ergriff es selbst; allein auch er sank. Die Glieder der Östreicher wurden durchbrochen. Die Ritter riefen nach ihren Pferden; allein längst schon waren die Knechte mit ihnen entflohen. Ein aufsteigender Staub zeigte ihren Weg. Sie wurden gänzlich geschlagen; 656 Ritter kamen um in der Schlacht. Im Lande wurde gesagt: »Gott sey zu Gericht gesessen, über den muth-

willigen Trup der Herrn vom Adel. «
— » Dieses Ende, « sagt Müller, *)
» nahm der grofse Tag der Sempa-
cher Schlacht, in welcher Arnold
Strätthan von Winkelried, mit Auf-
opferung seines Lebens, die Blüthe
der Schweizerischen Mannschaft von
ihrem Untergang, das Vaterland von
äufserster Gefahr gerettet hatte. «
Das vermag Gemeingeist!

Selten ist es indels nöthig, sein
Leben aufzuopfern, aus Gemeingeist;
noch seltener ist es Pflicht. Un-
eigennütziges, anhaltendes, durch
kein Hinderniß, keine Unannehm-
lichkeit, keine Gefahr zu ermüden-
des Bemühen für einen grofsen, ge-
meinnützigen Zweck, hat oft mehr
für das Wohl der Menschheit ge-

*) Geschichte der Schweiz. Eidgen. 3 Th.
S. 447.

than, als Aufopferung seines Lebens. Dieß zeigt das Beispiel des edlen Howards, der gewiß durch seine Beharrlichkeit mehr Menschen von Elend und Tod rettete, als irgend ein Krieger durch Aufopferung seines Lebens gerettet hat. Als Scherif der Grafschaft Bedford, im Jahre 1773, sah er das namenlose Elend der Gefangenen und der Züchtlinge, und in seinem menschenfreundlichen Herzen entstand der Trieb, wo möglich, ihr Elend zu lindern. Natürlich wollte er es vorher von allen Seiten kennen lernen, und besuchte fast alle Gefängnisse der einzelnen Grafschaften Englands, und alle Zuchthäuser. Er fand einen Grad von Elend, den er nie geahnet hatte; besonders aber die Verwüstung, die Blattern und Kerkerfieber unaufhörlich anrichteten, und schon so lange

ungestört angerichtet hatten. Schon Stowe hatte bemerkt, daß von 1573 bis 79, an hundert Gefangene am Kerkerfieber, blos in Kingsbench, gestorben waren. *) Er selbst überzeugte sich, daß daran weit mehr Menschen, als durch öffentliche Hinrichtungen umkämen; **) daß sich diese Krankheit aus den Gefängnissen auf die Schiffe verbreite, und daß daran viele tausend umkämen. Er sprach und schrieb in seinem Kreise gegen dieß Elend; und die Sache machte so viel Aufsehen, daß er

*) *Survey of the Cities London. Lond. 1720. fol. Vol. 2, p. 18.*

**) Beweise finden sich in der bekannten Schrift: Über Gefängnisse und Zuchthäuser, Übers. von Küster, S. 35 u. f. Im Originalwerke, das doch noch große Vorzüge hat: *The State of the prisons Warrington, 1777. groß 4. S. 17 u. f.*

deswegen 1774 im Unterhause vernommen wurde. Man schämte sich nicht, durch einen Privatmann an etwas erinnert zu werden, woran die Regierung schon längst durch ihr Pflichtgefühl hätte erinnert werden sollen. *) Popham, Deputirter für Tounton, brachte zwei Bills in Vorschlag; Eine, zum Besten losgesprochener Gefangenen, die Andere, zur Erhaltung der Gesundheit der Gefangenen. Sie

*) Ein sehr seltener Fall, weil jene unzeitige Schaam ganz gewöhnlich ist, und sich unter der durchsichtigen Maske von Trotz, zu verbergen sucht. Indefs hat der jetzige König von Preussen noch neuerlich ein Beispiel gegeben, daß es nicht unter der Würde, sondern der Würde eines großen Königs ganz gemäß sey, auch auf Bemerkungen eines Privatmannes Rücksicht zu nehmen, wenn dadurch auch nur vielleicht etwas Gutes gestiftet werden kann.

passirten in der Sitzung, und durch sie wurden die Thränen so Vieler weggetrocknet, und das gesetzgebende Corps empfing dafür den Segen Unzähliger, die am Rande des Verderbens standen. Natürlich wurde dadurch die Aufmerksamkeit auf Howard rege gemacht. Man erkundigte sich bei ihm nach der Beschaffenheit der Gefängnisse; es war noch so Manches zu verbessern; er hatte nachher manche Mißbräuche erst entdeckt; dieß Alles bewog ihn, seine in ganz Europa bekannte Schrift: Über Gefängnisse und Zuchthäuser herauszugeben, die mit dem feinsten, vielseitigsten Beobachtungsgeiste geschrieben, und von der reinsten Menschenliebe eingegeben ist. Dabei liefs es indess der unermüdete Menschenfreund nicht bewenden. Ihm schwebte unaufhör-

lich das Elend bei ansteckenden Krankheiten vor, und er wünschte, daß jemand doch Nachrichten über die Pesthäuser geben möge. Endlich entschloß er sich, diese Nachrichten selbst zu sammeln und zu geben. Er besah die vornehmsten Pesthäuser in Europa, bis Smyrna und Constantinopel hin; besah auf der Rückreise die Gefängnisse, Zucht- Arbeits- und Krankenhäuser in Deutschland, Holland, Schottland und Irland, auch diese Häuser noch Einmal in ganz England, um zu sehen, in wie ferne jene wohlthätige Akte zur Erhaltung der Gesundheit der Gefangenen, gewirkt habe. Das Resultat dieser Reisen waren seine Nachrichten von den vorzüglichsten Kranken- und Pesthäusern in Europa; und er hatte die Freude, am Ende dieser Nachrichten sagen zu

können, daß er im Jahre 79 einen Einzigen, und im Jahre 82 im ganzen Königreiche Großbritannien, keinen Einzigen Menschen am Kerkerfieber krank gefunden habe. *) Zwar fand er den Zustand der Gefangenen im Jahre 83 etwas verschlimmert; allein doch kein Kerkerfieber mehr. Also eine fürchterliche, verheerende Krankheit, durch den Gemeingeist und Eifer Eines Mannes, unter mehr als 12,000 Menschen ausgerottet! **) — ohne die gute Wirkung, die sein Eifer in allen Ländern von Europa gethan hat, und noch immer thut. Und daß es äch-

*) Nachrichten von den vorzügl. Kranken- und Pesthäusern, übersetzt von Ludwig, Leipz. 91. S. 413.

**) So hoch rechnet er die Zahl der Gefangenen bloß in England. Über Gefängn. S. 60 — 62.

ter Gemeingeist war, sieht man unverkennbar, unter Andern aus Einer seiner rührenden Äußerungen: *)
» Ich bin entschlossen, Rußland, die Türkei und einige andere Gegenden zu besuchen. Ich weiß sehr wohl, daß eine solche Reise mit sehr vielen Gefahren verknüpft ist. Jedoch ich übergebe mein Schicksal ruhig und gelassen der nie irrenden Weisheit Gottes. Sollte es ihm gefallen, mein Leben zu endigen, ehe ich mein Vorhaben ausgeführt habe; so meynet nicht etwan lieblos, daß mein Betragen die Folge eines übertriebenen Enthusiasmus gewesen sey, sondern die Frucht eines ernsthaften Nachdenkens über meine Pflichten, und weil ich meinem

*) Nachrichten von den vorz. Krankenh.
S. 420.

Nebenmenschen so nützlich zu werden hoffte, als es bei einer eingeschränkten Lebensart möglich war. «

Das dritte Beispiel, an das ich erinnern wollte, um die großen Folgen des Gemeingeistes darzustellen, ist der erst kürzlich zu einem höheren Wirkungskreise hinübergegangene Washington, dessen Andenken allen Freunden politischer Freiheit und allen Menschenfreunden unvergesslich seyn wird. Ich sage nichts von seiner Uneigennützigkeit, womit er seine besten, angestrengtesten Kräfte seinem Vaterlande so lange und auf so mannichfaltige Art widmete, — nichts von seiner Weisheit, Mäßigung und Festigkeit, als Staatsmann, von seinem Scharfsinn, seiner Unerschrockenheit, seiner Gegenwart des Geistes, als Heerführer. — Wer kennt das Alles nicht? — Und

doch rechnet man bei den glücklichen Feldzügen, die er, mit so ungleichen Kräften, gegen einen so übermächtigen Feind vollendete, vielleicht allzuviel auf die Langsamkeit, Unentschlossenheit und Planlosigkeit der Englischen Heerführer. Man vergißt, daß auch ein Lord Cornwallis gegen ihn stand; und seine Briefe zeigen, mit welchen fast unüberwindlichen Schwierigkeiten er zu kämpfen hatte, und welcher Aufwand von Scharfsinn, Festigkeit und Gegenwart des Geistes dazu gehörte, sie zu besiegen. Ich will nur Einen Zug aus diesen höchstinteressanten Briefen ausheben, der, dünkt mich, die ganze Reinheit seines Gemeingeistes zeigt, und wie ganz er davon beherrscht ward. Die Amerikanische Armee war nicht stehend, sondern wurde von dem Congress

immer nur auf eine gewisse Zeit auf-
geboten. Dabei mußte Washing-
ton erst wegen jeder Maßregel, die
er nehmen wollte, an den Congress
schreiben; eine so unbegreiflich-
unweise, widersinnige Einrichtung,
daß man keine Regierung für fähig
dazu halten würde, wenn man sie
— freilich aber auch ihre unseligen
Folgen — nicht bis jetzt noch sähe.
Im December 1777 stand Howe am
Delaware, und Washington mußte
jeden Tag erwarten, daß er her-
übergehen und sich noch im Win-
ter Meister von Philadelphia machen
werde. Binnen zehn Tagen ging
seine Armee auseinander, und er
mußte einen andern, ungeübten, ro-
hen Haufen frischer Leute erwarten.
Jeden Tag konnte eine neue, nicht
voraus zu sehende Maßregel nöthig
werden; und er sollte immer erst

Mafsregeln von dem 130—140 Englische Meilen entfernten Congress einholen. Er sah, dafs dies nicht möglich war, und dafs es bei dieser Einrichtung um die Amerikanische Freiheit gethan sey. Er schrieb also dem Congress, dafs eine stehende Armee von 40,000 Mann, weit weniger würde gekostet, und alles eingetroffene Unglück verhütet haben; dafs man eine solche Armee noch jetzt errichten, und ihm ausgedehntere Vollmacht geben mögte. »Man wird dies vielleicht so auslegen,« fährt er fort, »als begehrte ich mehr Macht, die es gefährlich sey, Jemand anzuvertrauen. Ich kann blos antworten: Verzweifelte Krankheiten erfordern verzweifelte Mittel; und ich erkläre mit Wahrheit, dafs ich nicht nach Macht begierig bin, sondern so innig, wie Jemand in diesem gro-

fsen Erdstrich wünsche, das Schwert zur Pflugschaar werden zu sehen. Allein mein Gefühl, als Offizier und Mensch, nöthigt mich zu bekennen, daß nie ein Mensch zwischen größeren Schwierigkeiten zu wählen hatte, als ich.« — Er macht nun bestimmtere Vorschläge, und schließt: »Man könnte vielleicht denken, indem ich solche Mafsregeln vorschlage, bekümmere ich mich um mehr Dinge, als meine eigentliche Pflicht erfordert. Allein mein Charakter, mein Vermögen, der unschätzbare Segen der Freiheit, und mein Leben stehen auf dem Spiel; das sey meine Entschuldigung.« *) Was mußte

*) Aus den *official letters to the honorable American Ccngress etc. by hy Excellency George Washington, Lond. 1795*, 2 Bände. Auszüge daraus finden sich in dem Amerik. Magazin von He-

es einem Mann, wie Washington, der weder von Habsucht noch von Ehrgeiz getrieben ward, der nichts als einen unbefleckten guten Namen behalten wollte, — was mußte es einen solchen Mann kosten, — nicht seine Feldherrnstelle niederzulegen, nicht zu schweigen, sondern Forderungen zu thun, die ihm den Schein eines Herrschsüchtigen, vielleicht gar eines nach der Oberherrschaft strebenden Mannes geben konnten, — und das bei seinen Landsleuten, die er so liebte, die so eifersüchtig auf ihre Freiheit waren, — diese Forderungen zu thun, weil sie unumgänglich nöthig waren? Und doch überwand er sie, wagte seinen guten Namen daran, um die köstliche Frei-

gewisch und Ebeling, 1 B. 3 St.
N. 1.

heit seines Vaterlandes zu retten. *)
Gewiss, es war mehr, als das, was

*) Ich habe mich nicht entschliessen können, etwas von dem Gesagten zurückzunehmen, auch nachdem ich die Bemerkungen über die berühmtesten Männer der Freistaaten in Nordamerika, vom Prof. Kirrulf in Lund, (Woltmanns Gesch. und Polit. 1800. 1 St. N. 6.) gelesen habe. In unserer Zeit, die sich durch Splitterrichten der größten Menschen aller Zeiten auszeichnet, wird man vorsichtig, und die Wahrheit zu sagen, etwas misstrauisch, wenn ein bisher allgemein, als schätzbarer, edler Mensch, bekannter Mann, ohne hinlänglich - dokumentirte historische Beweise, von Seiten seines Charakters so ganz herabgewürdigt wird. Da hat es allerdings, (wie Woltmann bemerkt,) »das Ansehen, als wenn entschiedene Thatsachen, und das ganze ruhmvolle Leben eines solchen Mannes, zu bestimmt wider die Beschuldigungen sprächen, die man — (eigentlich doch ohne allen Beweis, als das bloße Wort des Beschuldigers —) gegen ihn vorbringt, als daß man ihnen nur einigermaßen

Herrmann that. Doch, wir brauchen ja nicht so weit zu suchen, um

Glauben schenken könnte.« Dabei sind einige Beweise von der »kargen und harten Gemüthsart« Washingtons angegeben, die schwerlich allgemein dafür gelten würden. »Er gab vor, als Feldherr umsonst zu dienen, bekam aber jährlich 25,000 Thlr. Tafelgelder.« — Wissen wir, welche Tafel er als Feldherr halten mußte? War er gleich karg, weil er sie nicht aus seinem Beutel halten wollte? »Er giebt einige Sous Trinkgeld, wo ein Anderer einen Thaler giebt!« Wer weiß, ob Washington recht hat, oder der, der die Thaler für Trinkgelder weg giebt? Und wie, wenn Washington seinen Landsleuten, Beispiel der Sparsamkeit geben wollte, einer für sie so nöthigen Tugend? Friedrich 2. gab manchmal weniger wie Andere, machte weniger Aufwand, als Andere; war er darum karg? — »Blanchard kam nach Amerika, wollte eine Luftschiffahrt machen; er dedizirte Washington ein schmeichelhaftes Pamphlet; dieser nahm aber nur 10 Entreebillets!« — Und

etwas von dem guten Erfolge des Gemeingeistes zu finden. Auch hier,

sollte er etwa darum, weil ein Blanchard, — Jeder kann wissen warum? — ihm ein schmeichelhaftes Pamphlet gewidmet hatte, hundert nehmen? Verdiente ein zweckloses Schauspiel eine so großmüthige Unterstützung, in einem Lande, wo die unentbehrlichsten Anstalten noch Unterstützung bedurften? Wahrlich! Washington wäre mir kein weiser, großer Mann, sondern ein eitler, kleinlicher Mensch, wenn er bei dieser Gelegenheit den Großmüthigen gemacht hätte. Mißtrauisch machen solche Beweise allerdings. Indefs: *amicus Washington, sed magis amica veritas!* Ich fodere den Hrn. Pr. Kierulf auf, historisch zu dokumentiren, daß Washington nicht für Payne wirken wollte, wenn er auch konnte, daß er keinen Unglücklichen unterstützte, daß er ein harter Gläubiger war, daß seine Sklaven die Elendesten in Virginien waren!! — Dann will ich zurücknehmen, was ich von seinem Patriotismus sagte. Daß er in seinem

unter meinen jetzigen Mitbürgern, hat der Gemeingeist schon manches Gute gestiftet, und kann und wird noch manches Gute stiften. Durch Gemeingeist wurde die Bettelei abgestellt, und die Armen wurden unterstützt; so manche wohlthätige Stiftungen wurden gemacht; Kranke wurden gepflegt; einer ganzen Klasse von Professionisten wurde aufgeholfen; eine Schullehrerwitwenkasse und eine Bürgerschule wurden gestiftet; die Stockung in der Handlung wurde gehemmt; eine Schule für Seefahrer kam zu Stande. Und nimmt dieser Gemeingeist so zu, —

Testamente seine Sklaven frei erklärte, beweiset indess weder Härte noch Kargheit. Ich bitte auch nicht zu vergessen, daß man gewisse große Tugenden gar nicht haben kann, ohne auch den Schein mancher Fehler zu haben! —

wie leicht könnten Bildungsanstalten für Bauhandwerker, für Kinderwärterinnen, wie leicht könnte eine Pflanzschule für Schullehrerinnen errichtet, und dem täglich mehr einreißenden Verderben unter den Dienstboten gesteuert werden! Gemeingeist bringt zu Stande, was keine obrigkeitliche Gewalt zu Stande bringen kann.

9.

Sittliche Beweggründe zum Gemeingeiste.

Doch, wenn auch von dem Gemeingeiste keine äusseren Vortheile sichtbar, oder zu erwarten wären; so hält sich doch der sittliche Mensch dazu verpflichtet, schon dadurch, daß er ein sittlicher Mensch ist. Weder jener große leicht und allgemein anwendbare Grundsatz des erhabenen Religionslehrers: »Alles, was Ihr wollt, daß man Euch thue, das thut auch Andern!« noch jener andere transzendentellere, eines tiefen Denkers: »Handele so, daß die Maxime, nach der du handelst, allgemeines Gesetz werden kann,« — wird befolgt, kann befolgt werden, ohne Gemeingeist. Beide Grund-

sätze setzen Gemeingeist voraus, führen auf Gemeingeist hin. Wer blos an sich denkt, für sich sorgt; der bekümmert sich weder um das, was der Andere wünscht, erwartet, noch um das, was Gesetz für Alle werden könnte. Der sittliche Mensch, als solcher, sieht nicht auf die Folgen, die seine Handlungen haben könnten, und wahrscheinlich haben werden; er sieht blos darauf, daß ihm etwas Pflicht ist. Diese Pflicht zu erfüllen, ist sein Wille, sein Einziger Zweck, in so fern es allein auf ihn ankömmt. Freilich glaubt er auch an einen Erfolg, den diese Pflichterfüllung, den sein guter Wille haben könne und werde; er glaubt an eine von dem Schöpfer der Welt und der Sittlichkeit so eingerichtete Weltordnung, nach welcher jeder sittlich - gute Wille, jede Pflichter-

fällung aus Pflichtgefühl, nothwendig gute Folgen haben werde in der sittlichen Welt. Aber da er auch bis zur höchsten Überzeugung weiß, daß keine dieser guten Folgen allein von ihm, daß sie eigentlich von keinem Menschen allein, sondern von einer höheren Gewalt abhängt; so ist er auch um diese guten Folgen, um ihre frühere oder spätere Sichtbarkeit unbesorgt. Rein und ganz seine Pflicht zu thun; das ist seine Sache, für die er zu sorgen hat. Den Erfolg herbeizuführen, ist die Sache eines Höheren, dem er es auch ruhig überlassen kann. Er wählt reinen Saamen, bearbeitet und besäet das Land sorgsam; wie es wächst und reift, wie die Erndte ausfällt, das ist außer seiner Gewalt. Er erwartet Erndte, weil er an die höhere Naturkraft glaubt, ob er

gleich weiter nichts dazu thun kann. Er glaubt, daß eher tausend gute Saamenkörner, in dem besten Lande, leblos vermodern können, ehe eine Einzige sittliche Handlung, aus Pflichtgefühl gethan, ohne gute Folgen bleiben kann, so lange auch diese guten Folgen unsichtbar bleiben mögen. » Daß unser gute Wille an und durch sich selbst, Folgen haben müsse, wissen wir schon in diesem Leben, denn die höchste Vernunft kann nichts zweckloses gebieten; welches aber diese Folgen seien, ja, wie es nur möglich sey, daß ein bloßer Wille etwas wirken könne, darüber können wir auch nicht einmal etwas denken, so lange wir noch in dieser materiellen Welt befangen sind; und es ist Weisheit, eine Erforschung, von der wir schon vorher wissen können, daß sie uns

mißlingen werde, gar nicht zu unternehmen. In Rücksicht der Beschaffenheit dieser Folgen, ist also das gegenwärtige Leben, in Beziehung auf ein künftiges, ein Leben im Glauben. Im künftigen Leben werden wir diese Folgen besitzen; denn wir werden mit unserer Wirksamkeit von ihnen ausgehen, und auf sie fortbauen; dieses andere Leben wird sonach, in Beziehung auf die guten Folgen unseres guten Willens im gegenwärtigen, ein Leben des Schauens seyn. — Das gegenwärtige Leben ist der Anfang unserer Existenz; es wird uns eine Ausstattung für dasselbe, und ein fester Boden in ihm frei geschenkt. Das künftige ist die Fortsetzung dieser Existenz; für dasselbe müssen wir einen Anfang und einen bestimmten Standpunkt uns selbst erwerben.«

So sagt ein erkannter, durch seine Schuld mißverständener, und leicht mißverstehbarer, über die Grenzen der Vernunft hinaus schwärmender, aber durch Wärme für reine Sittlichkeit ausgezeichneteter, und deswegen auch verehrungswürdiger Denker unserer Zeit, in einer neuen Schrift, *) die schwerlich einen Unbefangenen unausgesöhnt mit ihm läßt, wie er auch sonst denken mag. Ich setze noch einige Stellen aus dieser Schrift hieher, die den reinsten, erhabensten und allumfassendsten Gemeingeist darstellen. »Ich weiß unmittelbar nur, was ich soll. Dieses will ich unbefangen, freudig und ohne Klügelei thun; denn es ist deine Stimme, die es mir be-

*) Fichte Bestimmung des Menschen.
S. 265.

fehlt; die Kraft, mit der ich es aus-
richte, ist deine Kraft. — Meine
ganze, vollständige Bestimmung be-
greife ich nicht. Ich weiß nur, daß
sie mir sicher, und daß sie ewig
und herrlich ist, wie Er selbst. Den-
jenigen Theil derselben aber, der
mir selbst anvertraut ist, kenne ich,
kenne ich durchaus; und er ist die
Wurzel aller meiner übrigen Erkennt-
nisse. Ich weiß in jedem Augen-
blick sicher, was ich ihm thun soll;
und dieß ist meine ganze Bestim-
mung, in wie ferne dieselbige von
mir abhängt. Hiervon, da mein
Wissen nicht darüber hinaus reicht,
soll ich nicht abgehen; ich soll dar-
über hinaus nichts wissen wollen;
ich soll in diesem Einigen Mittel-
punkt fest stehen, und darin einwur-
zeln. — Das Einige, woran mir ge-
legen seyn kann, ist der Fortgang

der Vernunft und Sittlichkeit im Reiche der vernünftigen Wesen. Ob ich das Werkzeug dazu bin, oder ein Anderer; ob es meine That ist, die da gelingt, oder gehindert wird, oder die eines Andern, gilt mir ganz gleich.«

»Ich betrachte mich überall nur als Eins der Werkzeuge des Vernunftzwecks, (der höchsten Vernunft oder Gottes, — sagen wir andere Leute, die eine Gottheit außer uns glauben, ob wir gleich diese Gottheit nur durch unser Ich erkennen,) und achte und liebe mich, und nehme Antheil an mir, nur als Solches, und wünsche das Gelingen meiner That nur, in wie ferne sie auf diesen Zweck geht.«

*) Man sehe auch noch S. 332. u. f.

Auf welchem dornichten Wege oder Umwege, über welche Klippen und Abgründe sich der Mann auf diese Höhe heraufgearbeitet, — und wenn er sich auch auf den Flügeln der Einbildungskraft so hoch geschwungen, wenn er auch seine scharfe Sehkraft für eine wirkliche Höhe genommen hätte, — es ist ein herrlicher Standpunkt, auf dem er steht; es sind erhabene und wirkliche Gegenstände, die sein Auge erblickt. Wir wollen ihm nachklimmen, jeder auf seinem Wege; wollen die erhabenen Gegenstände ins Auge fassen, sey's auch durch ein Fernrohr: dann haben wir die höchste Stufe des Gemeingeistes erreicht.

10.

Was sich von diesen Anstalten der Natur für Gemeingeist erwarten liefs, und warum es nicht erfüllt wird.

Eigentlich müßten wir von diesen Anstalten der Natur Alles für Gemeingeist erwarten. Die Natur, oder vielmehr ihr Urheber, weifs seine Zwecke so gut zu erreichen. Aus losem Sande wird harter Sandstein; flüssige Lava gerinnt zu dem festesten Marmor; eine gewisse Feuchtigkeit, die Holz und andere Körper durchdringt, versteinert sie sicher. Der chemische Prozeß fehlt nie. Die Pflanze entwickelt sich in die bestimmte Form; das Thier erhält die bezweckte Organisation; aus dem trockenen Weinstock erzeugt sich die saftige Traube, aus der trägen

Raupe der flüchtige Schmetterling, aus dem ganz fischartigen *rana paradoxa* ein eigentlicher Frosch; durch welche Stufengänge und scheinbare Irrgänge auch die Entwicklung gehen mag. So sollte man denken, daß auch Gemeingeist unter Menschen reifen müsse; daß auch hier Gott seinen so viel größeren Zweck nicht verfehlen werde. Wirklich ist er auch noch nicht aus den Herzen entwichen. Noch fühlen wir oft, und zeigen es durch die That, daß des Ganzen Wohl unser eigenes Wohl sey; daß der Mensch, der diesen schönen Namen verdienen will, in die Masse des Guten einwirken müsse, was auch daraus entstehen mag. Aber doch ist dieser Geist lange nicht so allgemein, wie man nach jenen großen Anlagen zu erwarten berechtigt wäre. Nicht blos

einzelnen Menschen, sondern ganzen Nationen scheint er fremd zu seyn. Und ob er sich seit Jahrhunderten im Ganzen genommen, vermehrt oder vermindert habe; wer wagte dieß zu bestimmen? Hat er auch von Einer Seite, in manchen Ländern, für manche Zwecke, unter gewissen Ständen zugenommen; von anderer Seite, in anderen Ländern, für andere Zwecke, nahm er wieder ab. Bekam er auch hin und wieder eine vernünftigere Richtung, wodurch bald und sichtbar etwas Gutes befördert ward; so verlor er auch manchmal die Richtung, bei der langsamer und unsichtbarer freilich, aber desto tiefer und gründlicher auf den Sinn der Menschen gewirkt, und dadurch eine Quelle alles Guten geöffnet, oder im Gang erhalten wird. Dieß darf uns in-

deß nicht wundern, wenn wir die Natur des Gemeingeistes vor Augen behalten, und es wird uns nicht wundern, wenn wir dem Gange des Zeitgeistes mit einiger Ruhe nachdenken. Gemeingeist, verdient er anders diesen Namen, ist er mehr als Instinkt, aus Bedürfniß entsprungen, oder selbstsüchtige Klugheit, kann nichts anders als etwas Sittliches seyn. Und Sittlichkeit läßt sich nicht denken, ohne Freiheit. So mechanisch, wie sich der Stein, die Pflanze, das Thier entwickelt, kann und darf sich der Gemeingeist nicht entwickeln, sonst hört er auf, Gemeingeist, überhaupt Geist, oder sittlich zu seyn. Ist es ja in des Menschen Gewalt, die Bildung des einzelnen Steins, der einzelnen Pflanze, des einzelnen Thiers zu hindern, die Blume abzureißen, wenn sie eben

im Aufblühen ist, die Raupenpuppe zu zerstören, wenn der Schmetterling sich eben herausarbeiten will; wie sollte es nicht in seiner Gewalt seyn, die Entwicklung des Gemeingeistes zu hindern, der aus seinem freien Menschenwesen erwachsen muß? Könn't' er ihn nicht hindern, so wär' er überall keines Gemeingeistes fähig. Alles, was den Schein davon trüge, wäre nichts besser als der Kunsttrieb der Bienen, die sich einander vertheidigen, und sorgen für des Schwarmes Wohl, so wie sie sechseckichte Zellen bauen, — weil sie nicht anders können. Der, der das Ganze lenkt, und so oft durch die Thorheit der Menschen seine weisesten Zwecke zu erreichen weiß, sorgt denn schon dafür, daß durch den höchsten Grad von Eigensucht die Nothwendigkeit des Gemeingei-

stes, wie durch den höchsten Grad von Irreligiosität die Nothwendigkeit der Religion recht tief empfunden wird. *)

Kennt man aber nur einigermaßen die Richtung und den Gang des Zeitgeistes; misset man ihn nicht etwa einseitig, nach den bessern Beispielen, die man in der Nähe sieht, nach dem besseren Familiengeiste, der sich von den Verderbnissen desselben noch ziemlich rein erhalten hat, sondern nach den großen, tongebenden Hauptstädten Englands, Frankreichs und Deutschlands; nach dem, was dort, nicht etwa schätzbare Ausnahme, sondern was herrschend

*) Die Folgen eigensüßiger Grundsätze, hat La Fontaine in seiner bekannten, und mit Recht beliebten Manier, in dem Taschenbuche von 1800 (Bremen bei Wilmanns) hin gemahlt.

ist: so begreift man gewiß bald, welche Hindernisse dem Gemeingeiste in den Weg gelegt werden; warum man bei allen Fortschritten der wahren Aufklärung, wenigstens in manchen Stücken, doch schwer bestimmen kann, ob Gemeingeist zugenommen habe, oder nicht. Es ist die ungleiche Vertheilung der Güter, die der Zeitgeist so sehr begünstigt; — der große Reichthum so wohl, wie die drückende Armuth; es ist die unverhältnißmäßige Bildung in den verschiedenen Ständen, die falsche Richtung, die die Bildung hin und wieder genommen hat; es ist der Hang zu ausschweifendem Luxus, der sich von den Höheren, Reichen, bis auf die niedrigsten Stände verbreitet, und die, aus dem Zeitgeiste so leicht erklärbare Abnahme des religiösen, besonders des christ-

lich-religiösen Sinnes, hauptsächlich, was den Wachsthum und die Verbreitung des Gemeingeistes hindert. So manche üppige Schmarozerpflanzen rauben dem Baume Saft und Nahrung, daß er nicht recht gedeihen kann. Sie sind ineinander verschlungen, hängen durch so manche Zweige miteinander zusammen, oder wachsen gar aus einer gemeinschaftlichen Wurzel hervor; sie nähren sich so schwesterlich untereinander, daß man sie mit Mühe unterscheiden kann.

II.

*Armuth und Mangel an Bildung sind
Haupthindernisse.*

Ein Haupthinderniß des Gemeingeistes, wenigstens in den niedrigen Ständen, in manchen Ländern, ist Mangel des Wohlstandes, Armuth. Der Mensch bleibt doch sich selbst, seiner Familie, der Nächste. Wenn er nun alle seine Zeit, seine Kräfte, seine sauer erworbenen Einkünfte, zur Befriedigung seiner nächsten, dringendsten Bedürfnisse verwenden muß; wenn es seine ganze und stete Sorge erfordert, woher er für sich und die Seinigen Nahrung und Kleidung nehmen, wie er seine schwere Abgaben bezahlen solle; dann bleibt ihm wahrlich! weder Kraft, noch Vermögen, noch Muth, etwas für das

Ganze zu thun: das Interesse für sich und seine Familie erfüllt ihn so ganz, verschlingt so sehr alles übrige Interesse, daß es für ihn kein anderes Ganze, als seine Familie giebt. Er verliert am Ende ganz den Sinn für dieß Ganze, für das Wohl seiner Stadt, seines Landes, seiner Nation, weil er immer nur an sich und seine Familie denken mußte, — wie der Mensch das Vermögen verliert, in die Ferne zu sehen, weil er von Jugend auf sehr scharf auf ganz nahe Gegenstände sehen mußte. Lebt er nun gar in der unglücklichen Leibeigenschaft, in der die Bewohner so manches Landes noch schmachten; hat er gar kein Eigenthum, sondern ist bloß das arbeitende Lastthier seines Gutsherrn, das von diesem, wie der übrige Viehstand, nothdürftig gefüttert wird; wie

sollte sich ein Funke von Gemeingeist in ihm regen können? Was weiß er von dem Wohl der Gesellschaft? Lebt er ja eigentlich in keiner Gesellschaft! Wie kann ihn das Ganze kümmern? Für ihn giebt es ja kein Ganzes! Er ist ja kein Theil des Ganzen; ein Ding eigentlich, und keine Person! *) Wer nicht wie ein Mensch behandelt wird, der kann sich auch nicht recht als Mensch entwickeln; wen man zum Lastthiere erniedrigt, der wird auch mit der Zeit ein Lastthier, wenn er das Joch

*) Auf einem zu Riga 1765 gehaltenen Landtage, ward von dem Adel eine Publication erlassen, die unter Andern folgendes enthält: »Obgleich Alles, was der Bauer hat, so wie er selbst, des Herrn wahres Eigenthum ist, mit welchem sein Erbherr in Allem, nach seinem eigenen Gefallen schalten und walten kann u. s. w. Schlöz. St. A. 8 H. S. 431 u. f.

nicht vom Halse wirft. Der geistig-sittliche Zustand der Letten, vieler Polen, so mancher Russen, und der zahlreichen Neger, predigt uns dieß laut und traurig genug! Man sagt freilich und nicht selten mit Recht: Den Leibeigenen und Sklaven ist es wohl bei ihrer Leibeigenschaft. Sie begehren nichts besseres. Aber gerade das ist eine der schrecklichsten Folgen anhaltender Sklaverei, daß der Sklav alles Gefühl seines Zustandes und seiner Menschenrechte verliert; daß er erst durch Zeit und künstliche Mittel wieder der Freiheit empfänglich gemacht werden kann. Wie muß ein Gefangener im langwierigen Gefängnisse verkrüppelt seyn, wenn seine Augen kein Licht mehr vertragen, und wenn er in der freien, gesunden Luft ohnmächtig wird!

Mangel aller geistigen, sittlichen Bildung, ist eine natürliche Folge solcher Leibeigenschaft, oder niederdrückender Armuth. Wie will dem ganz Armen Zeit bleiben, etwas für seinen Geist zu thun, da er immer genug mit Sorge für Nahrung und Kleidung zu thun hat? Wie will er Mittel finden, diesen Geist zu bilden, da er kaum Mittel findet, sich und den Seinigen Brod zu verschaffen? Und wo keine Freiheit ist, hört gar alle Bildung auf. Bildung des Geistes erfordert freien Gebrauch der Geisteskräfte; im Druck der Knechtschaft findet diese nicht statt. Will man den Geist zwingen, was er denken oder nicht denken solle; so denkt er gar nicht. »Das Volk in Liefland, in Curland, im Meklenburgischen, in Pommern, in der Lausnitz, ist weit weniger unterrichtet,

als im Brandenburgischen, Magdeburgischen, Sächsischen, Hannöverischen und Braunschweigischen, obgleich alle diese Länder protestantisch sind, (und Manche sogar Einem Herrn gehören). Die Politische Knechtschaft bringt fast so viel Übel in protestantischen Ländern hervor, als die Geistliche Knechtschaft in katholischen;« sagt Mirabeau; *) und es wäre wahr, wenn er es auch nicht gesagt hätte. »Die Länder sind nicht angebaut (also die Menschen nicht gebildet) nach dem Maasse ihrer Fruchtbarkeit (sagt Montesquieu **), sondern nach dem Maasse ihrer Freiheit; und wenn man die Erde in Gedanken theilt,

*) *De la monarchie Pruss.* T. VII, S. 176
Londres 1788.

**) *Esprit de loix* T. 2. L. 18. Ch. 3.

so wird man erstaunen, wenn man meist Wüsteneien in ihren fruchtbarsten Strichen antrifft, und zahlreiche Völkerschaften in Gegenden, wo die Erde Alles zu versagen scheint. « Aber wie wäre Gemeingeist möglich, ohne einen gewissen Grad von Bildung? Gemeingeist ist ein » aus bestimmt gedachten Gründen entstandener Entschluß, für das von uns erkannte Wohl eines Ganzen etwas zu thun. « Wie wollte sich denn der diese Gründe bestimmt denken, wie wär' er fähig, das Wohl des Ganzen zu beurtheilen, einzusehen, was und warum dieß und jenes dafür gethan werden müsse, wenn sein Geist gar nicht gebildet ist, wenn er nie an Nachdenken, Gründe abwägen, Beurtheilen gewöhnt ward? In Zeiten dringenden Bedürfnisses wird er wohl

etwas für das Ganze thun, weil er jetzt eben die Nothwendigkeit davon fühlt. Aber tritt dieß Bedürfnis nicht gerade ein; ist es nicht so dringend, daß es sich auch seinen Sinnen, seinem Gefühl aufdrängt: so wird er nie einsehen, warum jetzt etwas für des Ganzen Wohl gethan, hingegeben, aufgeopfert werden müsse. In einem gebildeten Staate werden ihn die Gesetze zu manchem zwingen; aber diese Folgsamkeit gegen die Gesetze ist noch kein Gemeingeist. Und es giebt so vieles, wozu der Gemeingeist treiben sollte, treiben muß, was durch kein Gesetz befohlen werden kann. Mich dünkt, es bedarf keines Wortes weiter, um einzusehen, daß bei allzudrückender Armuth, bei Mangel an Freiheit und Bildung, kein Gemeingeist möglich ist.

12.

*Allzugroßer Reichthum hindert auch oft
den Gemeingeist.*

Eben so nachtheilig kann aber auch allzugroßer Reichthum für den Gemeingeist werden, und wird es oft, so wenig man es erwarten sollte. Natürlich ist es, zu denken: Der kann am meisten für das Wohl des Ganzen thun, der viel übrig hat. Wer seine Zeit, seine Kräfte, sein Vermögen, zum kleinsten Theile für sich braucht; der kann es für Anderer Wohl nützen; und es ist allerdings wahr, daß ein solcher Mensch viel thun kann. Aber Einmal kommt es bei Schätzung des Gemeingeistes nicht hauptsächlich darauf an, wie viel Einer für des Ganzen Wohl thut, aufopfert, hingiebt,

sondern wie viel er, nach Verhältniß seiner Zeit, seiner Kräfte, seines Vermögens thut. Der Geist, Sinn, Eifer, für das gemeine Wohl; die Festigkeit des Entschlusses, so viel dafür aufzuopfern, kömmt bei der Schätzung in Anschlag; nicht die Summe von Kräften, oder von Geld, die darauf verwendet wird. Und dann ist bei großem Reichthum so manche Gefahr; er wirkt oft so manches auf den Menschen, was Gemeingeist in ihm schwächt; die Freiheit, sich gleich jeden Sinnesgenuß und manchen geistigen Genuß zu verschaffen, die der große Reichthum gewährt, erfordert einen so männlichen Geist, wenn sie nicht mißbraucht werden soll, daß man es wenigstens begreift, warum Mancher etwas für das Allgemeine that, als er wenig thun konnte, und

nichts mehr thut, da er viel thun könnte. Wie oft Reichthum auch anders wirkt; wie viele patriotische, von dem wahrsten Gemeingeiste belebte Reichen es, mehr oder weniger, überall giebt; davon sag' ich nichts, weil es nicht gesagt zu werden braucht; weil es Jeder ohnehin weiß. Und daß sie desto mehr Verdienst haben, wenn sie sich unverdorben erhalten, wo so viele verderben, das denkt sich Jeder leicht. Eben so leicht wird es aber übersehen, daß der Reichthum schon deswegen oft dem Gemeingeiste schade, weil er der Bildung leicht eine falsche Richtung giebt. Bei wahrer Bildung muß der Kopf aufgeklärt und das Herz veredelt werden. Das ist Erstes und wichtigstes Geschäft. Auf beide Zwecke muß man zugleich arbeiten; die Bemühungen

um beides müssen gleichen Schritt halten, wenn es ächte Bildung werden soll. Dann mag sich auch der Sinn für das Schöne entwickeln; der Geschmack verfeinern und bilden. Auf dem gesunden Stamm ächter Aufklärung, aus den frischen zarten Zweigen eines veredelten Herzens mag die Blüthe der Kultur hervorstechen. Sie ziert den Baum. Die Blume, die, ohne Stamm und Äste, dicht an der Erde aufschiefst, kann süßdüften, in schönen Farben spielen; aber sie welkt bald, sie wird kein Stürmen trotgender Baum. Reichthum ist aber oft Anlaß, daß die Bildung einen ganz verkehrten Gang geht; gleich von der verkehrten Seite angefangen wird. Der Reiche kann sich das Beste, Feinste, für jeden Sinnesgenuß verschaffen. Er kann die ausgesuchtesten Kupfer-

stiche und Gemälde haben, das wohlgebaute, geschmackvollste Haus bewohnen, sich den reizendsten Garten anlegen, eine gewählte, gut ausgeführte Musik hören. Und warum sollt' er es nicht thun, wenn er es kann? Vergißt er darüber die Bildung seines Kopfs und Herzens nicht, so mag immer durch diesen feinen Sinnesgenuß auch sein Geschmack verfeinert, sein ästhetisches Gefühl gebildet werden! Aber wenn er seinen Kopf und sein Herz darüber vernachlässigt, wenn er das, was ihm früheren, sinnlicheren Genuß ohne Aufwand von Anstrengung und Kräften verschafft, die Bildung des Geschmacks, der Aufklärung des Verstandes, der Veredlung des Herzens vorzieht, die späteren, und nur geistigen Genuß gewährt, der nicht so wohlfeil gekauft wird: dann hat sei-

ne Bildung eine Richtung genommen, die dem Gemeingeiste höchst nachtheilig ist. Er weiß dann wohl ein Gemälde von Oeser zu beurtheilen; aber nicht die Entstehung der Irrlichter, Drachen, des Blut- und Schwefelregens zu erklären. Er ist im Stande, alle Schönheiten einer Oper von Mozart zu fühlen; aber unfähig, einem Menschen zu helfen, der an Schwefeldampf, dem Scheine nach, erstickt ist. Die Wirkung, die das Zusammenpflanzen gewisser Stauden und Bäume, in einem Bosket, auf Einbildungskraft und Herz hat, kann er berechnen; aber die schädlichsten Giftpflanzen unserer Gegenden kennt er nicht. Sicher wird er die schönste Form eines Wagens herausfinden; aber für das Edle, Großmüthige, Selbstlose eines Menschen hat er wenig Sinn. Was

zu einem guten Landschaftsgemälde gehört, kann er sehr genau entwickeln; aber was zu einem sittlichen Menschenleben gehört, daran hat er wenig gedacht. Durch das Alles bekommt der Sinn des Menschen etwas Kleinliches. Er gewöhnt sich immer mehr, nur zu fragen: was ist schön? angenehm für Auge, Ohr, Einbildungskraft? aber nicht: was ist wahr, edel, recht und gut? Und so verliert er nach und nach allen Sinn für das Große, Edle, Sittliche, was im Gemeingeiste liegt. Der kleinliche, verweichlichte Mensch kann ohnehin nicht gut ein schweres Opfer bringen, bis zur Ermüdung seine Kräfte anstrengen, ohne Rücksicht auf eigenes Vergnügen, eigenen Genuß, etwas beträchtliches geben, und am wenigsten für etwas, wofür er keinen Sinn hat. Der durch

Überverfeinerung, durch einseitige Kultur verweichlichte Mensch erhebt sich nicht leicht zu Gemeingeist. Diese einseitige Kultur mit ihren Folgen war es hauptsächlich, was den Gemeingeist bei Griechen und Römern getödtet hat, und ihn unter ähnlichen Umständen bei allen Völkern tödten wird.

13.

*Oft stört man denn auch die Natur in
ihrer Pflege des Gemeingeistes.*

Bei dieser einseitigen Kultur geschieht es denn auch nicht selten, daß die Natur in ihrer Pflege des Gemeingeistes gestört wird. Wir bemerkten schon vorhin (N. 2.), daß die Natur mannichfaltige Anstalten zur Bildung des Gemeingeistes gemacht habe; daß im nächsten Familienkreise der erste Keim desselben entwickelt und aufgepflegt werde. Die Mutter, der Vater, die Geschwister, sind die ersten Wesen, an denen der Mensch Theil nimmt, für deren Wohl er etwas thun, hingeben, aufopfern mag, weil die Ersteren so viel für ihn aufgeopfert, hingegeben, gethan haben und noch

thun. Die Familie ist das Erste Ganze, die Erste Gesellschaft, Republik, für die der Mensch Gemeingeist haben kann; durch die der Gemeingeist für eine grössere Gesellschaft, Republik, für einen Staat, für das Vaterland, in ihm gebildet wird. Natürlich wird ihm aber der Vater nicht dadurch Vater, daß er ihn zeugte, die Mutter nicht dadurch bloß Mutter, daß sie ihn gebar, sondern dadurch, daß sie ihn liebten, ihn pflegten, erzogen, ihm Freude machten, ihm Alles gaben und waren, was er bedurfte. Sind sie ihm das nicht, so sind sie ihm Fremde; fremd wenigstens mehr oder weniger seinem Herzen. Er kann sie nicht so lieben, nicht so an ihnen Theil nehmen; es wird ihm nicht natürlich etwas für sie aufzuopfern, hinzugeben, zu thun. Und nicht

leicht ersetzt Jemand Anders ihre Stelle in seinem Herzen. So bleibt er denn leicht den Menschen ferne, und die Menschen ihm. Er kann nicht mit ihnen in Eine Gemeinmasse zusammenfließen, weil Niemand da ist, der ihn nahe genug berührt. Der Keim des Gemeingeistes bleibt leicht unentwickelt, weil ihm die erste feine Nahrung fehlt, die die Natur für ihn bereitet hatte. Und diess ist so oft der Fall bei der Überverfeinerung, bei der einseitigen Kultur, die so manchmal den großen Reichthum begleitet. Die verzärtelte Mutter ist gewohnt in Wohlgerüchen zu schwimmen, Alles immer äusserst rein um sich zu sehen; wie sollte sie sich mit der Pflege ihres Kindes befassen können, wo nicht immer Wohlgeruch möglich ist; wo sie manche Unreinlichkeiten sehen

werden soll.

und ihnen selbst abhelfen muß! Eine Wärterin muß es pflegen. Sie hat ihren Putz zu wählen, ihre Stimme, ihr schönes Spiel, ihr Zeichnen, Malen, Sticken zu üben; sie hat ein schönes Concert zu hören, ein gut einstudirtes Schauspiel zu sehen; sie muß mit den Produkten der neuesten Literatur bekannt bleiben; wo fände sie Zeit, die Seele ihres Kindes zu entwickeln? — Kann sie ja eine Gouvernante bezahlen! Der Mann hat Malereien zu besehen, Zeichnungen auszuwählen, neue Anlagen, neue Gebäude in seinen Gärten anzuordnen; er muß Stauden für seine Boskets sammeln, Statuen für seine Gartensäle angeben, seine Wagen und Pferde in Ordnung halten; wie könnt' er sich mit der Erziehung, mit dem Unterrichte seiner Kinder abgeben? Ein geschickter,

wohlbezahlter Hofmeister, kann das ohnehin besser wie er! Man entfernt auch wohl lieber die Kinder aus dem älterlichen Hause; thut die Söhne in ein berühmtes Erziehungs-institut, die Töchter in eine bekannte Kostschule; damit die Knaben Vielwisser und Vielschwätzer werden, und die Töchter fremde Sprachen, fremde Sitten, d. h. Lebensart, und mit feiner Lebensart ihre eingebildete Ältern — verachten lernen. So wird das Familienband trefflich geknüpft! Wir sehen leicht, wie wenig bei einer solchen Erziehungsart die Mutter, Mutter und der Vater, Vater seyn, wie wenig also auch das Kind, Kind werden kann. Und so ergiebt sich von selbst, wie sie zerstört wird, durch Unnatur und Überkultur, die stille Werkstätte, in welcher der Gemeingeist gebildet werden soll.

14.

Übertriebener Hang zum Luxus, mit seinen Folgen, verdirbt auch am Gemeingeiste.

L'amour de la republique est celui de la democratie; l'amour de la democratie est celui de l'egalité. L'amour de la democratie est encore l'amour de la frugalité.

MONTESQUIEU.

Diese Überkultur, die zum Geist und Ton unserer Zeit gehört, wird denn noch meist von einem übertriebenen Hang zum Luxus begleitet, der dem Gemeingeist eben so nachtheilig ist; der ihn erstickt, wenn er auch schon wirklich aufgepflegt worden wäre. Alles, was man genießt und hat, soll das beste, feinste, ausgesuchteste in seiner Art seyn. Bald ist man auch an dieß Beste, Ausgesuchteste gewöhnt. Man be-

darf also Abwechselung, weil das Einerlei ermüdet. Je mehr man abgewechselt hat, je nöthiger wird öftere Abwechselung; je mehr und feiner man genossen hat, je nöthiger wird ein noch ausgesuchterer, feinerer Genuß. Man genießt endlich nichts recht mehr, weil man übersättigt ist mit Genuß. Man genießt nur noch durch seine Eitelkeit; durch das Aufsehen, das man erregt; durch das Staunen, das man an Andern sieht. Und nun kommt der Sammlungsgeist; es folgen die Phantasieen, die Grillen, die Thorheiten ohne Maafs und Ende! Niemand soll solche Spitzen, solche Brillanten, solche Pferde, Wagen, Gemälde, Gärten haben, wie wir! Niemand soll so zu essen geben, so ein Haus machen, wie wir! Einer sucht immer den Andern zu über-

treffen, an Aufwand, Verschwendung, Raserei. Es begreift sich doch wohl, daß bei einer solchen Lebensart der Reichste nichts übrig hat, der Millionär mit seinen Einkünften kaum zureicht; daß man dabei für das Ganze nichts hergeben, aufopfern, an das Ganze gar nicht einmal denken kann. Durch das Alles wird ohnehin die Eigensucht aufgeführt, die das Gift des Gemeingeistes, und doch der Götze unseres Zeitalters ist. Durch den Luxus, durch das Feinste, Ausgesuchteste in seiner Art, ist ein Hunger nach Genuß in dem Menschen aufgeregt, der durch Alles vermehrt, und durch nichts gestillt werden kann, der, wie jener Heißhunger Erisichtons, den Ovid beschreibt, in dem Schmause den Schmaus vermißt. Man denkt so viel auf eigenen Genuß, daß man

alle Anderen, und alles Andere darüber vergißt. Immer ist nur die Frage: ob man sich bei etwas amüsire? ob diese Beschäftigung, dieser Mensch, diese Gesellschaft amüsant sey? Man flieht Alles, was Langeweile macht, oder nur Langeweile zu machen droht. Und wirklich: was der Gemeingeist fodert, ist oft sehr langweilig; amüsirt oft gar nicht; ist also dem Menschen, durch Luxus verweichlicht, — Thorheit, von der er sich gewiß nicht beherrschen läßt. Dazu kommen denn noch zwei Arten von Wut, die den Menschen herumtreiben, ohne Ruh und Rast, die ihn blind und taub machen gegen Alles, worauf sie nicht gefallen ist. Ich meyne die schlimme Lesewut, und die noch schlimmere Spielwut, wodurch in unseren Tagen so viel Gu-

tes zerstört, und so viel Böses gestiftet wird. Ich las neulich eine französische Geschichte, wie sich ein gebildeter Mann in ein Mädchen verliebte, die nicht lesen konnte, und unbeschreiblich viel Gutes an ihr fand, das blos daher entstand, weil sie nicht lesen konnte. Freilich war dieß Carrikatur, und ist höchst übertrieben, wie es alle Carrikaturen sind. Aber es liegt doch etwas Wahres zum Grunde, wie in jeder guten Carrikatur Wahrheit seyn muß. Natürlich ist nicht davon die Rede, wenn Jünglinge und Mädchens auch durch Lektüre ihren Geschmack bilden, ihr Herz zu veredeln, ihre Kenntnisse zu berichtigen und zu erweitern suchen; wenn sie gut gewählte Bücher lesen, das Gelesene recht zu verstehen, zu verdauen, zu nutzen suchen. Aber jeden Roman —

nicht lesen, sondern verschlingen, sich von Schauspiel zu Schauspiel forttreiben, um nur zu wissen, wie der Knoten aufgelöset wird, — um diess gleich wieder zu vergessen, und zu etwas Anders zu eilen; durch Romanen- und Schauspiel-Elend sich das Herz so auspumpen zu lassen, daß es bei wirklichem Elende, bei Leiden der Seinigen dürr und todt ist; — im Jean Paul, Kant und Fichte blättern, um ein Paar Redensarten, ein Paar übelverstandene Paradoxieen daraus zu behalten, und sich mit diesen fremden Federn, und fremdem Geiste, wie mit *esprit de plumes* zu putzen; unverstandene chemische Kunstwörter und Linnéische Pflanzennamen papageyenartig herzulispeln, und damit die Zeit auszufüllen, die der zweckmäßigen Kopfbildung, dem

Hauswesen, den Kindern, und der Erheiterung des Mannes gehört: das ist eine Verkehrtheit, die man bei recht gesundem Verstande nicht erwarten sollte, und die doch leider! gar nicht ungewöhnlich ist. Heyne hat neuerlich in einem Programm gegen diese Lesewut sehr geeifert, und besonders darauf aufmerksam gemacht, wie sehr dadurch dem Ganzen geschadet, und der Kopf für alles zweckmäßige Wirken in seinem Kreise verdreht werde. *)

*) Im Programm am Stiftungstage der Akademie (1 Sept. 1799). »*Nulla librorum rerumque dilectu habito,*« sagt er, »*sparsum innumera in vitam mala intulit, dum vitae negotiis, munium mandatorum officiis rei familiaris, familiaeque curis neglectis aut sepositis, homines otiose detinentur librorum lectione, e quibus nullus ad eorum ingenia et vitas, fructus redire potest, contra autem notiones col-*

Es war ein Wort zu seiner Zeit geredet, auch für die Jünglinge in seinem Kreise! — Und nun gar die Spielwut, — diese geistige Hirnwut, dieser Opiumsrausch, in dem der Mensch Freunde, Weib und Kinder zu morden, sich selbst zu erwürgen fähig, und nicht zu erwecken, nicht zu sich selbst zu bringen ist, bis er sich nach dem Rausch ermattet zum Tode fühlt! — Wer hat Worte, um ihre Abscheulichkeit darzustellen!

liguntur, quarum vim accurate et perspecte satis tenere, illi nequeunt, quibus ideo male utuntur, et ad pravas falsasque opiniones vitae mox exitiosas abrepti, multas sibi et rei publicae noxas contrahunt; ut taceamus mala, quae in vitam domesticam, et liberorum institutionem, rei familiaris curam, rerumque administrationem ex hac fonte lectionis temere vulgatae, et male institutae manarunt.

Sich, Weib und Kinder unglücklich machen, an den Bettelstab bringen; sich unfähig machen, Gatte seines Weibes, Vater seiner Kinder zu seyn, sie morden durch das langsam wirkende *aqua toffana* des Grams; sich verächtlich, abscheulich machen, in Aller Augen, in seinen eigenen Augen; verächtlich selbst in den Augen des Elenden, der uns plünderte; sich wohl gar niederträchtig demüthigen müssen vor ihm, weil man nicht mehr bezahlt, als man hat; Ruhe des Herzens und des Lebens verschleudern, um eine wilde Leidenschaft zu befriedigen, um manchmal eine Nacht durch seine verkehrte Begierden recht aufzuspannen, um sich das Vergnügen zu machen, einmal rasen zu können; — — nicht in einer ordentlichen bürgerlichen Gesellschaft, sondern nur in einem

Tollhause sollte man doch eigentlich so ein Betragen suchen. Dafs dabei kein Gemeingeist möglich sey, brauch' ich ja wohl mit keinem Worte zu beweisen. Wo die gierigste, rasendste Habsucht wüthet; wo alles Gefühl für Andere, selbst für seine eigene Familie erstickt wird, da erwartet man ja wohl einen so edlen Sinn nicht. Dem Viehisch-betrunkenen muthet Niemand zu, für das Wohl des Staats zu sorgen. Kann er ja nicht sorgen für sich selbst! Nur in einem verkehrten Kopfe kann Interesse am Spiel bis zur Spielwut steigen, sagt Rousseau;*) und in einem verkehrten Kopfe wohnt nie ächter Gemeingeist. Nehmen wir nun noch dazu, dafs Eigensucht nicht

*) Emile T. 3. L. IV. S. 178. Ed. de Deux-ponts.

blos durch den Hang zum Luxus, durch Belustigungswut, Lesewut, Spielwut, sondern fast durch alle üble Seiten des Zeitgeistes genährt wird; daß die Beispiele von schnellem Reichwerden, die Begierde nach ähnlichem Glück und ähnlichem Streben aufregen, wobei Anderer Wohl gewöhnlich vergessen wird, wobei man so oft Andere nur als Mittel braucht zu seinem Zweck; merken wir darauf, was wir so oft sehen und hören, daß der Pöbel in allen Ständen es eigentlich für thöricht hält, etwas ohne Vortheil für sich zu thun, so schön und wohlthätig es auch seyn mag, und nur den Verstand dessen schätzt, der sich einen guten Vortheil und dadurch recht viele Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen weiß; erinnern wir uns der traurigen Erfahrung, die

man wenigstens manchmal macht, daß gewisse Menschen es gar nicht glauben können, man habe etwas ohne Rücksicht auf seinen Vorthail gethan, — natürlich, weil sie dazu gar nicht fähig wären; berechnen wir alle diese Hindernisse, und wir werden es begreifen, warum trotz des höheren Grades von Aufklärung, der Gemeingeist im Großen, Ganzen, doch eher ab - als zunimmt.

15.

Hauptsächlich hat ihm Abnahme des christlich-religiösen Sinnes geschadet.

Was aber hauptsächlich mitwirkt, um die männliche Reife des Gemeingeistes zu hindern, das ist die Abnahme des religiösen, besonders des christlich-religiösen Sinnes. Dafs die neuere Philosophie auch zu Gemeingeiste leite, wissen wir, und ich gab oben einige Proben davon. Aber wie Wenige diesen Weg mit ihr gehen können, auf wie Wenige sie wirke, das wissen wir auch. Dafs aber Christenthum für den Gemeingeist höchst vortheilhaft sey, das kann nur der leugnen, der es nicht kennt, oder nicht weifs, was Gemeingeist ist. Christenthum verbindet die

Menschen in eine Republik, bei der jeder Bürger mit hineingezogen wird in des Ganzen Wohl, Interesse hat bei des Ganzen Wohl. Jeder kann die höchsten Ehrenstellen erlangen; Alle werden durch gemeinschaftliche Gesetze regiert; hier herrscht die wahrste Freiheit und Gleichheit, ohne daß die Erste in Gesetzlosigkeit ausartet, oder die Letzte etwa Verschiedenheit der Gaben und Kräfte aufhöbe. Die christliche Freiheit, wie jede ächte Freiheit, ist nur durch Ehrfurcht vor den Gesetzen möglich; die christliche Gleichheit setzt voraus, daß der Eine viel, der Andere weniger empfangen habe; sie wird durch dienen und mittheilen erhalten. Alles im Christenthum treibt dazu an, Theil zu nehmen an des Ganzen Wohl. Christenthum ist eigentlich — ausgereifter

Gemeingeist, durch den Blick auf den Vater des Ganzen geheiligt. Christenthum enthält Alles, was in einer Republik Gemeingeist beleben kann — vernünftige Freiheit, wirkliche Gleichheit, Fähigkeit, zu den höchsten Ehrenstellen zu gelangen, je nachdem man sich verdient machte um den Staat; zugleich enthält es Alles, was in einer guten Monarchie zur Weckung des Gemeingeistes liegt: ein verehrungswürdiger, lebenswürdiger Monarch, der die Bürger des Staats lobt, für ihr Wohl sorgte und sorgt, der sie geschützt hat, und sie nachdrücklich schützen will. Die Zusammenkünfte, Lieder, Feste, Institute der Christen, — Alles ist auf Gemeingeist berechnet, Alles weckt und belebt den Gemeingeist. Das bekannte Bild der christlichen Kirche — Ein Körper,

an dem alle Glieder nöthig sind, alle an einander Theil nehmen, sich dienen, helfen, unterstützen müssen, je nachdem Jedes kann — das ist zugleich das schönste Bild des ausgereiften Gemeingeistes. Dabei ist Christenthum zugleich das beste Bildungsmittel für alle Völker, Stände, und Seelenkräfte, wie die Geschichte der Völker, der Familien, der Einzelnen so unleugbar zeigt; es knüpft sie fester, die Bande zwischen Gatten und Gattinnen, zwischen Eltern und Kindern, damit die Natur nicht gestört werde in Aufpflegung des Gemeingeistes; es arbeitet so ernstlich entgegen dem Despotismus, der Sklaverei, dem übertriebenen Luxus, der Lustbarkeitenwut, und der Eigensucht — durch jene in sein ganzes Wesen verwebte Wahrheit, daß alle Menschen Brüder und Schwe-

stern sind, daß sie für einander leben sollen, und daß höhere dauern-
de Freuden ihrer warten, deren man
nur durch Reinheit und Liebe fähig
werden kann. Es schwächt also alle
Hindernisse, vor denen sonst der
Gemeingeist nicht aufkommen kann.
So ist es denn begreiflich, daß sich
da viel Gemeingeist findet, wo Chri-
stenthum herrscht, und immer weni-
ger da, wo man Christenthum nicht
kennt. Breitenbauchs Religions-
charte könnte fast auch eine Charte
zur Bestimmung der Grenzen des Ge-
meingeistes seyn, wenn man die Ähn-
lichkeit oder Unähnlichkeit anderer
Religionen mit dem Geiste des Chri-
stenthums kennt. Es ist hier nicht
der Ort, die Ursachen von der Ab-
nahme des christlich-religiösen Sin-
nes zu entwickeln. Der Mangel hö-
herer Bedürfnisse, auf deren Befrie-

digung das Christenthum berechnet ist; die Hypothesensucht, Theorieensucht, die Alles bezweifelt, verwirft, leugnet, was nicht in die einseitige, luftige Theorie paßt; Übermuth der Vernunft, die wissen will, was sie nicht wissen kann, und abspricht über Alles, was sie nicht weiß und nicht begreift, und am Ende selbst entdeckt, daß sie wenig oder nichts weiß; die Gleichgültigkeit gegen Alles, was nicht Sinnesgenuss ist oder verschafft, und die ekle Geschmäckelei, die durch süsse Leckerbissen verwöhnt, gesunde, nährende Speise nicht mehr mag: das Alles erklärt dem Beobachter jene Abnahme hinlänglich. Noch weniger kann es aber dem, der sein Christenthum kennt, einfallen, bei dieser Abnahme zu zagen. Ist Christenthum das, wofür es sich ausgiebt; so wird das

Wegwenden davon, am besten — freilich etwas schmerzlich — zeigen, wie unentbehrlich es auf einer gewissen Stufe der Bildung den Menschen ist. Bis dahin können wir wohl warten; und der Menschenfreund wird sich im voraus darauf freuen, daß mit mehr Anhänglichkeit an Christenthum, auch mehr Gemeingeist sich verbreiten wird.

Ich erinnere an ein schönes Gebet, an den erhabenen Stifter dieses Christenthums, bei dem besonders auf das hingesehen wird, was Er für Gemeingeist that.

Heil und Gebet dem Mann im Himmels-
glanz,

Der jetzt der Menschheit Völker über-
schauet,

Aus dessen Auge Liebe, sanft wie Mond-
glanz, stralt.

Er denke unser, wenn, gehoben durch
sein Beispiel,

Wir uns vergessen, für der Brüder Wohl!
Gelingen laß' Er uns das Werk der Liebe,
Wie Ihm sein großes Liebeswerk gelang!

Er war es selber einst, der Menschlich-
keit

Die Menschen lehrte, der Gemeingeist,
Milde,
Der Liebe zur Religion uns gab.

Heil und Gebet dem Mann, der Mensch-
lichkeit

Durch Thaten lehrte, durch Gemeingeist,
Liebe,

Uns zeigte, was Religion uns ist.

16.

In der Staatsverfassung können auch Hindernisse des Gemeingeistes liegen. Eins derselben ist, wenn die Staatsbürger von aller Kenntniß der Staatsverwaltung ausgeschlossen sind.

Wenn indess von Gemeingeist für das Wohl einer bürgerlichen Gesellschaft, eines Staats, die Rede ist; so können in der Staatsverfassung selbst wichtige Ursachen liegen, warum dieser Gemeingeist, auch bei dem aufgeklärten, gutgesinnten Staatsbürger, nicht recht aufkommen kann. Sind die Staatsbürger von aller Kenntniß der Staatsverwaltung ausgeschlossen; haben sie gar keinen Antheil an der Gesetzgebung, an Bestimmung und Vertheilung der Abgaben; wissen sie nichts davon, warum Abgaben oder

gar erhöheten Abgaben nöthig sind, die sie doch bezahlen müssen; und können, dürfen sie nach der Verfassung nichts davon wissen, nicht darnach fragen: wie wäre da Interesse für den Staat möglich? Man kann sich ja nicht für etwas interessiren, dessen Zweck und Gang man nicht kennt! Man kann nicht Theil nehmen an dem Wohl einer Gesellschaft, wenn man nicht einmal weiß, was zu ihrem Wohle gehört! Im Gegentheil: es empört mehr oder weniger, Aufopferungen machen zu müssen, ohne auch nur einmal fragen zu dürfen, warum man sie machen muß; schwere Abgaben, einen grofsen Theil seines sauren Verdienstes hingeben zu müssen, bloß darum, weil es ein Anderer will, weil es Mehrere wollen, die uns oft keines Worts, keines Blicks würdigen,

oft vor unseren Augen in einem Glanz, Überfluß, in einem raffinirten Genusse leben, den wir ihnen mit Aufopferung unserer Kräfte zu bezahlen — wenigstens wännen, — weil wir nichts von Verwendung der Abgaben wissen. In einem despotischen Staate ist also, der Regel nach, schon wegen der Staatsverfassung kein Gemeingeist möglich, weil Sklavenseelen, schon als solche, dessen nicht fähig sind, und gebildete Menschen, im Gefühl ihres Menschenwerths, blos durch Pflichtgefühl ihren Abscheu gegen eine solche Verfassung unterdrücken können. In einem monarchischen Staate kommt es ganz auf die Person und Handlungsart des Regenten an, ob in seinen Staaten Gemeingeist aufleben kann oder nicht. Fürchtet man blos seine Macht, ohne seine Gesinnun-

gen zu schätzen; sucht er mit mißtrauischer Afterpolitik Alles, auch das Unbedeutendste in seiner Regierungsart, den Staatsbürgern zu verbergen; müssen sie glauben, daß er eigensüchtige, böse Absichten zu verbergen habe, weil er Alles so sorgfältig verbirgt; so schwindet der Begriff von einem Wohl des Ganzen aus der Seele; man sieht in allen Bemühungen, Anstalten und Einrichtungen des Regenten bloß sein eigensüchtiges Wohl, für das man gewiß kein Interesse haben kann, da es von dem unsrigen ganz getrennt, vielleicht dem unsrigen ganz nachtheilig ist, oder uns wenigstens so scheinen muß. Aber, was man erwarten kann, ist, daß die einzelnen Staatsbürger ruhig bleiben, und thun, was sie thun müssen. Von Gemeingeist ist unter ihnen nicht die Rede.

Aber weiß sich der Regent das Vertrauen und die Liebe derer zu erwerben, die er zu regieren hat; läßt er von der Absicht seiner Einrichtungen, Anstalten, Gesetze, so viel bekannt werden, als es die Umstände irgend leiden; tritt er in Leopolds Fußstapfen, der seinen Unterthanen gleichsam Rechenschaft ablegte, von Verwaltung der Staatseinkünfte, von dem Zweck und den Wirkungen seiner Gesetze, von dem Geiste seiner ganzen Regierung; oder giebt er vor den Augen der Staatsbürger auch nur manche Proben, bei denen es auffällt, daß er ihr Wohl zu befördern suche, wie Friedrich Wilhelm 3. von Preussen schon so manche gab: dann traut man ihm das Beste zu, auch da, wo er unbegreiflich handelt. Das Ganze wird in dem Regenten personifi-

zirt; Wohl des Ganzen und Wohl des Regenten, vereinigt sich in den Seelen zu Einem Begriff; der abstrakte Begriff wird dadurch vereinzelt, versinnlicht, aus den höheren Regionen der bloßen Vernunftwahrheit in das mildere, nähere Klima der Empfindungen gebracht. Man interessirt sich wärmer für eine Person, als man sich für ein bloß gedachtes Ding interessiren kann. Und der größte Haufe der Staatsbürger ist weit sicherer, daß das allgemeine Wohl befördert werde, wenn er dieß auf Glauben an die Weisheit und Redlichkeit des Regenten annehmen kann, als wenn er dieß Wohl, und die Mittel, es zu erhalten, selbst auffinden oder beurtheilen soll. Sein Gemeingeist beruht auch jetzt auf bestimmt gedachten Gründen; aber sie gehen nicht auf

die Mittel zur Beförderung des gemeinen Wohls selbst, sondern auf die Eigenschaften der Person, der es anvertraut ist. Der Gemeingeist in monarchischen Staaten, verhält sich zu dem in freien Republiken, wie sich der Glaube an eine positive Religion zu dem Glauben an eine natürliche verhält. Nur aristokratische Verfassungen scheinen mir ein Klima zu haben, das den Wachsthum des Gemeingeistes durchaus hindert. Mißtrauische Politik, eiserne Beharren auf Rechten und Vorzügen eines eisernen Zeitalters, strenge Wachsamkeit über jeden Eingriff, jeden Hauch von mehrerer Freiheit, über den leisesten, bescheidensten Tadel, der wie der geringste Laut in Schneegebirgen, dem Redenden Tod und Verderben zuzieht — alle diese giftigen Ausdünstungen des

Despotismus sind nicht auf Eine Person, Ein Zeitalter beschränkt, wobei man noch auf eine bessere Person, ein besseres Zeitalter hoffen dürfte. Nein; sie sind unabänderliches System, das durch die Personen nicht gemildert werden kann, weil jeder Neueintretende, mit anderen Gesinnungen, dreißig, vierzig gegen sich hat. Sie sind ein eisernes Inventarium, das jedem geborenen Staatspächter treu überliefert wird, und das er im vorigen Zustande erhalten muß. Sie sind wie die Staatsmaximen des weiland päpstlichen Hofes, bei welchen den Zeitumständen nachgegeben, geschwiegen, aber nie eine Prätension aufgegeben ward. Ein solches System kann kein Vertrauen einflößen; es ist nicht lebenswürdig, und die es befolgen, sind es als solche, wirklich auch nicht. Auf

so viele kann man ohnehin nicht solches Vertrauen setzen; so viele können nicht, wie Einer geliebt werden. Jeder Kanal ist also abgeschnitten, wodurch Gemeingeist genährt werden kann; alle Kanäle sind geöffnet, wodurch Mißvergnügen mit der Staatsverfassung und Revolutionsgeist genährt wird. Selbst die Länder, in denen gewisse privilegierte Stände die Nation repräsentiren, und als solche Repräsentanten geboren werden, so mißgeboren sie auch seyn mögen; wo nicht der geistige, sittliche, sondern ein gewisser genealogischer, heraldischer Adel sich reichlich bezahlen läßt, um über Auflagen zu stimmen, Auflagen zu bestimmen, zu denen er nichts beiträgt; wo man also dem gesunden Menschenverstande, dem geraden Menschengefühle, mit höhnischem

Trotze, ins Angesicht schlägt; ich frage, ob es möglich ist, daß da Gemeingeist, Interesse für ein solches Gemeinwesen aufkommen kann? Ob da der ruhigste, sittlichste Staatsbürger etwas Anderes thun kann, als schweigen und die widersinnige Verfassung ertragen, weil sie ist, und weil Alles so seyn soll, was ist? Er müßte allen Menschenverstand alles Menschengefühl verloren haben, wenn er sich gedrungen fühlte, für eine Verfassung freiwillig etwas aufzuopfern oder zu thun, in der über sein Eigenthum so willkührlich disponirt wird, von Menschen, denen er durchaus keine Verpflichtung hat, — blos darum, weil Einer der Vorfahren dieser Menschen, durch irgend ein Verdienst oder Verbrechen, sich einmal die Gunst eines Großen erwarb. Und wenn er nun

gar die Geschichte kennt, und daraus sieht, wie diese jetzt widersinnige Verfassung entstand; wie natürlich und gerecht sie damals war, wie unnatürlich und ungerecht sie aber, bei ganz geänderten Umständen, jetzt ist; daß man in den mittleren Zeiten keine andere Abgaben kannte, als zur Zeit des Kriegs; *) daß die Ritter damals keine Geldbeiträge dazu gaben, weil sie die Nation in eigener Person und auf ihre Kosten vertheidigten; **) daß

*) Dieß hat Meiners in der Gesch. der Ungleichheit der Stände (S. 87.) besonders aus Gregor von Tours VII, c. 15. V, 28. und Kassiodor V, S. 124. VIII, 201. bewiesen.

**) S. Meiners S. 457, wo es aus einem Reichsgesetze K. Karls des Dicken vom J. 890 klar ist. Die Adlichen zahlten auch Kriegssteuern, wenn sie nicht selbst zu Felde zogen. S. 472.

sie bloß als große Gutsbesitzer, aber nicht als Ritter, auf den Landtagen, Nationalversammlungen, auf dem Märzfelde erschienen, nicht für andere Freie, sondern bloß für sich und ihre Leibeigene stimmten; *) wie sie also, eben jenen Grundsätzen gemäß, bloß nach Verhältniß ihrer Ländereien stimmen, nach eben diesem Verhältnisse Abgaben bezahlen, und bloß die Repräsentanten ihrer Meyer und Käther seyn mußten: dann wird freilich der ruhige, mit seinen Pflichten bekannte Staatsbür-

*) Meiners S. 143 u. f. Aus den *Anal. rer. franc.* Hincmar und Lehmann, Heinrich I. und Otto I. befragten noch die ganze Nation auch um Krieg und Frieden. Meiners S. 156 u. ff. Bis gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts erschienen die Freien immer als ein mitzuzählender Haupttheil der Nation. S. 250.

ger, sich unterwerfen, aber er kann doch nicht anders, als wünschen, daß einmal Gerechtigkeit, Billigkeit, Menschenverstand und Gefühl für Menschenrechte, über verjährte Ungerechtigkeit Unbilligkeit, über sanktionirten Unsinn siegen, und dem patriotischen Staatsbürger Gemeingeist möglich machen möge.

Jetzt wird es ja wohl erlaubt seyn, diese historische, und als solche, unleugbare Wahrheiten, laut und öffentlich zu sagen, da auf einen Theil derselben die Grundsätze gebaut sind, wonach der jetzt regierende König von Preußen den Adel mittelbar, durch den Licent, nach der strengsten Gerechtigkeit und Billigkeit besteuert, und wogegen sich dieser auch, so viel es mir bekannt worden ist, zum Beweise seiner wahren Aufklärung, gar nicht gesetzt hat.

17.

Ein anderes Hinderniß des Gemeingeistes ist es, wenn die Bande, wodurch das Ganze verbunden wird, zu lose sind.

Eine andere Ursache, die in der Staatsverfassung liegt, und wodurch das Interesse für den Staat geschwächt wird, liegt in den losen Banden, die das Ganze des Staats zusammenhalten. Wenn jede Provinz, jeder Theil des Ganzen seine eigene Verfassung, Obrigkeit, Gesetze, Religion, Sitten und Gebräuche hat; so hat auch jeder Theil sein eigenes Interesse. Wenn nur in gewissen seltenen Fällen die Häupter des Ganzen sich versammeln, sich gemeinschaftlich berathschlagen, etwas für das Ganze bestimmen; wenn dieß gemeinschaft-

liche Geschäfte natürlich nur unter den Häuption der verschiedenen Stände der Provinzen abgethan wird; so hat der Einzelne Staatsbürger zu wenig Gelegenheit, sein Interesse für das Ganze zu nähren. Dieß Ganze, als Ganzes, schwindet aus seinen Augen; er muß sich erst selbst daran erinnern; er wird nicht daran erinnert. Es kann ihm nie nahe und wichtig genug werden, um ihn zu bestimmen, freiwillig etwas Großes dafür aufzuopfern oder zu thun. Wenn eine Familie groß, durch Stand, Geschäfte und Vermögen sehr verschieden ist, wenn ihre Glieder sehr entfernt von einander wohnen, wenn sie sich in mehrere kleine Familienzirkel vertheilt hat, und nur etwa alle Jahre Einmal, und bei großen Familienveränderungen zusammen kommt, wo denn Etikette

statt Familientraulichkeit herrscht : so schwindet natürlich der Familiengeist. Und so schwindet der Gemeingeist für das Ganze eines Staats, wenn die Provinzen nur wenig gemeinschaftliches Interesse haben. Oft ist sogar das Interesse Eines Theils, Einer Provinz, dem Interesse der übrigen entgegen gesetzt ; Eine ist reicher, mächtiger, hat mehr Einfluß auf das Ganze, als die übrigen, wird also beneidet, mit mißtrauischen Augen angesehen von den übrigen : dann fällt gar aller Gemeingeist weg, wenn nicht in dringenden Fällen die äußerste Noth ihn weckt. Man muß zufrieden seyn, wenn sich die Staatsglieder nicht hassen, mehr als andere Nationen von ihnen gehaßt werden. Die Geschichte von Holland, von Deutschland, von England und Ireland, giebt Belege genug. Von

dieser Seite hatte also die herrschende Partei in Frankreich allerdings recht, daß sie gegen die Girondepartei Eine untheilbare Republik, und keine lose Verbindung mehrerer kleinen französischen Republiken wollte; und Pitt hat recht, daß er auf einer Union Irelands mit Großbritannien besteht. Das Band zwischen den verschiedenen Ländern wird fester geknüpft, das Interesse wird gemeinschaftlicher; also die Masse der Gemeinkraft gedrängter und stärker, in so ferne sie durch politische Einrichtungen allein verstärkt werden kann. Freilich kann aber der Nachtheil auf anderen Seiten wieder gar zu groß seyn, wenn man etwa kleinen Staaten oder Provinzen, von gar zu verschiedenen Graden der Kultur, Einerlei Verfassung geben will. Nothwendig sind

die Abgaben, Gesetze, Strafen, Prozessordnungen, Polizei- und Gerichtseinrichtungen für die unkultivirten Provinzen unpassend, wenn sie für die kultivirten passen, und umgekehrt. Die Gesetze werden eine Menge Fälle unberührt lassen, die in kultivirten Provinzen sehr oft vorkommen; die Polizeieinrichtung wird zu einfach, zu wenig wachsam und eingreifend; die Prozessordnung wird zu unbestimmt; die Strafen werden zu gering seyn, wenn die Einrichtung für den unkultivirten Theil des Staats berechnet ist. Und die Gesetze werden zu vielfältig seyn, man wird durch sie vielleicht zu bisher unbekannten Vergehungen reizen; die Strafen sind zu streng, die Prozessordnung, das gerichtliche Verfahren zu verwickelt; der Gang der ganzen Staatsmaschine erfordert zu

viel Aufwand, wenn man das Ganze auf die hoch-kultivirten Provinzen berechnet hat. Dieser Fehler fällt jetzt in der Schweiz so sehr auf, wo man mit einer unbegreiflichen Unbedachtsamkeit, für die überverfeinerten, durch alle Nachtheile der Überkultur verdorbenen Bewohner der Stadt Bern, und für das einfache Hirtenvölkchen im ehemaligen Kanton Appenzell, einerlei Verfassung eingeführt hat. Dieser Grund ist auch vielleicht gegen die Union Irlands mit Großbritannien, wenn ich gleich nicht darüber zu urtheilen wage, ob der Vortheil des gemeinschaftlichen Interesse, (das aber auch, wegen der jetzigen Zeitumstände, zu hoch angeschlagen seyn kann) diesen Grund überwiegt oder nicht. Vielleicht wär' es möglich, mit der bei verschiedenen Graden von Kul-

tur nöthigen Verschiedenheit der inneren Verfassung, solche Einrichtungen zu verbinden, daß dem Gemeingeiste so wenig wie möglich geschadet werden kann. Vortheilhaft ist ihm aber eine lose Staatsverbindung auf alle Fälle nicht.

18.

Diese beiden Hindernisse treffen zusammen, um den Gemeingeist der Deutschen für Deutschland zu schwächen.

Diese beiden Ursachen treffen denn in Deutschland zusammen, und ohne Zweifel um ihrentwillen verdienen die Deutschen den Vorwurf, den man ihnen so häufig gemacht hat, daß sie als Deutsche gar keinen Gemeingeist hätten. Ja, sie verdienen ihn, und dieser Mangel an Gemeingeist hat unserem Vaterlande schon unheilbare Wunden geschlagen. Aber, so wie jetzt die deutsche Reichsverfassung ist, kann fast kein Gemeingeist für Deutschland daseyn. Als noch alle Freie bei den Nationalversammlungen erschienen;

als sie noch ihre Stimmen zu Auflagen, zu neuen Gesetzen, zur Wahl eines Königs geben mußten: da war auch Gemeingeist unter allen Klassen der deutschen Nation verbreitet. Als sie noch das Recht hatten, über Krieg und Frieden zu stimmen; da bewilligten sie auch gerne die nöthigen Kriegskosten, weil sie die Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit eines Kriegs einsahen. *) Aber als man die freien Gutsbesitzer nur noch zum Scheine zu den Nationalversammlungen rief; als sie nur noch die Ehre haben sollten, das zu bestätigen, was die Fürsten mit dem Adel beschlossen hatten; **) als sie, nicht wie Herder meynt, aus Träg-

*) Man sehe unter Andern Meiners S. 158 u. ff.

**) Meiners S. 145.

heit, *) sondern aus Mißmuth, das Märzfeld versäumten: da blieben die Entschlüsse desselben dem Könige und den Vornehmen anheim gestellt. Aller Gemeingeist erstarb; der Nationalgeist verlor sich, wie ein vertheilter, flach verbreiteter Strom in kraftloser Trägheit. Und jetzt, da in vielen Ländern nicht einmal der Bürger, der Adliche, um etwas das Wohl des Ganzen betreffende befragt wird; da man in den übrigen Ländern, den Landmann, den Kern der Nation, durch einen Stand repräsentirt, der an dem Wohl und Weh desselben, wenigstens in so fern es die Verfassung bewirkt, nicht den geringsten Theil nimmt, oder Theil zu nehmen Grund hat: muß nothwendig der Gemeingeist bei der

*) Ideen, 4 Th. S. 189.

Masse deutscher Nation ganz sinken. Wenn der Staat von gewissen Staatsbürgern, als solchen, keine Notiz nimmt; so nehmen sie auch keine Notiz von dem Staate, als Staat. Und doch glimmt noch mancher Funke Gemeingeistes in Deutschland, für den kleinen Staat, in dem man geboren ward; und er wird glimmend erhalten durch die Lebensluft des Vertrauens und der Liebe zu einem weisen, guten Regenten. Wir haben Brandenburger, Östreicher, Bairische, Würtembergische, Hamburger, Bremer Patrioten: aber keine deutsche Patrioten. Für diesen großen, kaum durch einen dünnen Faden noch zusammenhängenden Staatskörper, haben wir kein Interesse mehr. Schon frühe war dieser unfeste, also auch unwirksame Zusammenhang zwischen den

einzelnen deutschen Provinzen, Ursache von Trennung. Dadurch zerfiel die Lombardei und das Fränkische Reich; dadurch wäre das Gothische und Wandalische zerfallen, hätten sie länger gedauert. Der Saame dieser Absonderung liegt in der Verfassung. Der Polyp ist fast gefühllos gegen die Ablösung eines Gliedes, weil in jedem Gliede wieder ein Polyp, ein Ganzes lebt.

Ob dieß aber dem Gemeingeiste des Einzelnen Staatsbürgers so nachtheilig sey, wie man nach manchen auffallend - nachtheiligen Folgen der Uneinigkeit im deutschen Reiche, glauben müßte, verdient wenigstens noch genauere Erörterung. Es ist wahr, durch das verschiedene Interesse der mächtigeren Reichsfürsten, durch das *Jus, eundi in partes*, was sich in so vielen Fällen die

katholischen und protestantischen Reichsstände nahmen, durch das Schisma, das daraus entstand, hat das deutsche Reich schon sehr viel verloren: aber wir werden in der Folge sehen, daß dieses Schisma seine natürlichen Gründe hatte, daß es oft unter jenen Umständen unvermeidlich war, also jenem Verluste ein noch tieferer Grund unterlag, als der Mangel des Gemeingeistes, nemlich gerade das, was den Gemeingeist tödtet, ihn mit Freiheit und Selbsterhaltung in eine so unausweichliche Collision setzt. Freilich wird das Familiengut verringert, wenn Brüder gegen Brüder prozessiren: aber was soll denn der Bruder thun, wenn ihm die anderen Geschwister Haus und Hof wegnehmen, ihn und seine Kinder zu Dienstboten machen wollen? Selbsterhal-

tung liegt ihm doch am nächsten;
die Schuld des zerrissenen Familien-
bandes tragen ja offenbar die, die
den Bruder bloß als Mittel sich zu be-
reichern brauchten, und gar keine
Rücksicht auf dessen Familienwohl
nahmen.

19.

Der Deutsche kann aber darum doch Gemeingeist haben. Nur bei Reichskriegen zeigt sich der Mangel des Gemeingeistes für Deutschland nachtheilig.

Und so wär' es also noch die Frage, ob nicht Gemeingeist den Deutschen doch beleben könnte, wenn er gleich keinen Gemeingeist für den weitverbreiteten Polypenkörper, das deutsche Reich, haben kann. Oder vielmehr: es ist keine Frage mehr, daß man hin und wieder die wohlthätigsten Früchte dieses Gemeingeistes in unserem Vaterlande sieht. Manche Erfahrungen scheinen sogar zu beweisen, daß der Gemeingeist an innerer Kraft und Wärme zunehme, wenn er nicht allzuausge-

breitet ist; daß sich also der Brandenburger mehr für das Wohl des Preussischen Staats, als der Russe für Rußland, der Däne mehr für sein kleineres Vaterland, als der Östreicher für die Erblande seines Erzherzogs, und der Bremer mehr für der Stadt Bestes, als für das Wohl des heiligen Römischen Reichs interessiren kann, — fände sich auch keine andere Ursache, als die, daß der Kreis kleiner ist. Es scheint, wenn sich der Gemeingeist gar zu weit ausdehnen soll; so verdünstet er, wie alles, was den Namen Geist trägt, in dem allzuweiten Raume. Das Wahre an der Bemerkung ist aber wohl eigentlich dieses: die Größe des Kreises, für den sich ein Mensch interessiren soll, muß in Verhältniß stehen mit dem Grade der Aufklärung, den ein Mensch

oder eine Nation hat. Er darf also bei keiner Nation allzugroß seyn, nicht einmal bei einem Einzelnen Menschen. Wenn ich die ganze Menschheit mit meiner Liebe umfassen soll; so kann ich eigentlich Niemand lieben. Und die Philosophen mit ihrer Weltbürgerschaft, die nirgends zu Hause ist, haben dem Gemeingeiste den größten Schaden gethan. Wer kein Gott ist, hat nur seinen beschränkten Kreis, dessen Wohl ihm anliegen, für den er wirken, verleugnen, aufopfern kann; er hat Gemeingeist für die Menschheit, wie ein Mensch dessen fähig ist, wenn er sich warm und thätig für die interessirt, die in diesem Kreise sind; wenn er sein Wohlwollen gleich auf Alle ausdehnt, die in diesen Kreis treten. Wer aber mit den gewöhnlichen Mitteln eines gut-

denkenden Bürgers das Wohl der Lappen und der Kaffern, der Bewohner von Neu-Guinea und von Paraguay zugleich befördern wollte, der würde wohl für das Wohl seiner Vaterstadt nicht viel thun. Alles unterlassen, was der Menschheit schaden kann, das ist Alles, was der Mensch mit gewöhnlichen Kräften für die Menschheit thun kann.

Möchte es also immer seyn, daß der Deutsche keinen Gemeingeist für Deutschland hätte; wenn er nur Gemeingeist für sein besonderes Land hat, das er in Deutschland bewohnt. Dieser Geist wird dann bei ihm an intensiver Kraft gewinnen, was er an extensiver Kraft verliert! Nur in den Fällen, wo die Kraftmasse von ganz Deutschland auf Einen Punkt wirken müßte; wo es das Interesse

jedes Einzelnen erforderte, diese Kräfte zu vereinigen, so weit es nöthig ist, könnte dieser Mangel von Interesse für ganz Deutschland nachtheilig seyn. Aber die Bande des Deutschen Reichs sind so lose; das Interesse der verschiedenen Reichsstände ist durch Lage, Nachbarn, Stärke, Schwäche, Religion, Erwerbszweige so verschieden, daß diese Fälle äußerst selten sind, und vermuthlich immer seltener werden. Es scheint sogar das Interesse manches mächtigen Reichsstandes zu seyn, daß sich die Kräfte Deutschlands nicht zu Einem Zweck vereinigen, weil ihnen dieser Zweck nicht immer das Wohl des Deutschen Reichs zu seyn scheint. Nur in dem Falle, wenn ein minder-mächtiger Reichsstand von einem mächtigeren aus vermeintem Rechte gedrückt und

unterdrückt werden sollte, und bei Reichskriegen, scheint die Natur der Sache Vereinigung Aller gegen den Unterdrücker, oder gegen den gemeinschaftlichen Feind zu erfodern. Im Ersteren Falle, oder wo er etwa eintreten wollte, hat es an Gemeingeist noch nicht ganz gefehlt. Ein neueres Beispiel *) ist ja wohl noch in frischem Andenken! Aber es ist der letztere Fall, der am lautesten gegen den Gemeingeist der Deutschen, für das Deutsche Reich zu zeugen scheint. Die verschiedenen Parteien, die die Reichsstände in den Reichskriegen ergriffen; die Lauheit, Lässigkeit, womit sie oft ihre Beiträge gegeben, die Separatfrieden, die einzelne Reichsstände so manchmal mit dem gemeinschaftlichen Feinde

*) Hessen gegen Schaumburg.

geschlossen haben: dieß scheinen allerdings Beweise, die dafür zeugen; und die gegründetsten Vorwürfe für die, die sich dergleichen einseitige Schritte erlaubt haben. Besonders hat man in dem noch dauernden Kriege gegen die französische Republik, diesen Vorwurf sehr oft gehört, und die nachtheiligen Folgen sind berechnet worden; die dieser Mangel an Gemeingeist schon gehabt habe, und vielleicht noch haben werde. Und doch fehlt es den Deutschen an Einsicht und Energie nicht; der deutsche Soldat ist ohn-
streitig einer der besten in Europa. Es ist also wohl der Mühe werth, über die Ursachen dieses Mangels an Gemeingeist etwas mehr nachzudenken.

20.

Es ist aber sehr begreiflich, daß sich hier kein Gemeingeist zeigen kann, weil diese Kriege immer nachtheilig für Deutschland waren und seyn mußten.

Warum eine Reichsarmee, in der Regel, keine glänzende Rolle in einem Kriege spielen kann, das ist so bekannt, daß ich kein Wort darüber zu verlieren brauche. Ein Fuhrwerk mit ungleichen, halbfertigen Rädern, mit ganz ungleichen, nicht zusammengefahrenen Pferden bespannt, wovon das Eine nicht von der Stelle zu bringen ist, das Andere immer sich bäumt und hinten ausschlägt, ohne Stangenzäume und Leitriemen; jedes von einem eigenen Fuhrknechte geritten, und durch einen Fuhr-

mann, vom Wagen herunter, blos durch Worte gelenkt, kann unmöglich mit einem leichten, wohlgebauten englischen Wagen fortkommen, der mit einem guten Postzuge bespannt ist, und von einem erfahrenen Kutscher gefahren wird. *) Alle

*) Es fällt mir nicht ein, an dem persönlichen Muthes des Militairs, woraus die Reichsarmee besteht, oder an den taktischen Kenntnissen ihrer Anführer zu zweifeln. Ich will nicht von der bekannten Bravheit der Hannoveraner und Hessen reden, die sich bei manchen Gelegenheiten so auffallend gezeigt hat. Die Vertheidigung von Ehrenbreitstein, und so mancher Widerstand der Mainzer, auch noch neulich an der Nidda, zeigt deutlich genug, was das deutsche Militair seyn könnte. Ich behaupte nur, was jeder Kenner und Nichtkenner weiß, daß die ganze Organisation einer Reichsarmee, die nicht von den Feldherrn, nicht von den Reichständen, ja nicht einmal von dem Reichsoberhaupte abhängt, jede kräftig auf

Reichsstände sind davon überzeugt, und müssen davon überzeugt seyn, weil ein Heer trauriger Erfahrungen sie davon belehrt hat. Sie fühlen, daß sie sich nicht kräftig vertheidigen können, werden also nicht leicht eine fremde Macht durch Beleidigungen reizen. Eroberungen können sie auch nicht gut machen wollen, weil sie Keiner für sich allein machen darf, und eine gemeinschaftliche Eroberung nur Anlaß zu einem inneren Kriege werden könnte. Wenn also das Deutsche Reich einer Macht den Krieg erklärt, und ein Reichsheer zusammenstoßen läßt; so kann dieß um keiner anderen Ursache willen geschehen, als weil Selbstvertheidigung es durchaus erfordert, oder weil es von einer an-

Einen Punkt wirkende Thätigkeit dieses Heeres, sehr erschwert.

deren größeren Macht dazu aufgefodert, bewogen, genöthigt wird. — Man wähle selbst den Ausdruck, der bei weissen deutschen Reichsständen unter diesen Umständen der passendste ist. — Der Erfolg muß immer sehr bedenklich seyn, und es ist sehr zu fürchten, daß er zum Nachtheile des Deutschen Reichs ausfallen werde; besonders, wenn die größere Macht, die es in den Krieg hineinzog, etwa mehr auf ihr Interesse, als auf das Interesse dieses Reichs sähe. Werfen wir denn einmal einen Blick auf die Reichskriege, nur vom dreißigjährigen Kriege an, und es wird begreiflicher werden, warum unsere weisesten Reichsstände sich von einem Reichskriege zurückhalten, so lange sie können, und sich zurückziehen, so bald sie können. Ich wünschte, daß Schil-

ler, Posselt, Spittler oder Woltmann die Geschichte der Reichskriege beschrieb, ihre Entstehung zeigte, und ihren Erfolg darlegte; es wäre die beste politische Predigt, die man den deutschen Reichsständen halten könnte.

Ich nenne hier Reichskrieg, meinem Zwecke nach, nicht gerade den, der von dem ganzen Reiche, durch die Mehrheit der Stimmen, auf dem Reichstage beschlossen, und im Namen des Deutschen Reichs erklärt wurde, sondern jeden Krieg, der von mehreren Reichsständen vereint beschlossen und geführt wurde, wenn gleich andere, und auch die mächtigeren Reichsstände, daran keinen Theil nahmen, oder wenn gar der Krieg gegen Reichsstände geführt wurde. Denn auch hier konnte und kann sich's zeigen, welchen Anlaß

diese Stände zu dem Kriege hatten, und welches sein Erfolg war. Und nun lasse man sich die Geschichte belehren!

Das Deutsche Reich hatte kein Interesse bei dem dreißigjährigen Kriege, außer — freilich dem höchsten, das einen Menschen und einen Staat in Bewegung setzen kann, — sich gegen Östreichs Unterdrückung zu schützen, und sich eins der größten Güter — für Bürger und Menschen, — seine Denk- und Religionsfreiheit zu erhalten. Es bedurfte also diesen Krieg gar nicht, wenn nicht der, der es schützen sollte, auf seine Unterdrückung ausgegangen wäre. Der Krieg fiel Anfangs sehr unglücklich gegen die Protestanten aus; und Östreichs Despotismus nahm zu. Die Stände konnten sich nicht mehr gegen Ferdinand

schützen; jetzt gedachte er sie ganz abhängig von sich zu machen. Er nahm dem unglücklichen Friedrich von der Pfalz die Churwürde, und ließ Durlach, Hessen-Cassel, und den Niedersächsischen Kreis seine schwere Hand fühlen. Gustav Adolph rettete Deutschland; aber es mußte die Rettung theuer bezahlen. An Schweden mußte es die Insel Rügen, Vorpommern, und einen Theil von Hinterpommern, Wismar, die secularisirten Stifter Bremen und Verden, und fünf Millionen Thaler an baarem Gelde, an Frankreich aber (1648) Toul, Metz, Verdün, Pignerol, Sundgau, und den Elsass überlassen. Österreich bekam dagegen alle Eroberungen von Frankreich zurück, und der Erzherzog Ferdinand Karl noch drei Millionen Livres. *) Die demüthi-

*) Schmidt N. Gesch. d. Deutsch. 6 Band.
S. 276. 277.

gende Rolle, die damals das Deutsche Reich spielte, und die Schmidt trefflich nach Wassenberg schildert, erinnert auf eine traurige Art an eine neuere Friedensunterhandlung, die ihr sehr ähnlich war, und vermuthlich noch ähnlicher werden wird.

In dem Kriege, den Ludwig 14, (1670) wegen der Niederlande führte, mußte sich ein Theil des Reichs mit Holland verbinden. Auch Brandenburg that es. Und dafür ging in dem Nimweger Frieden (1679) Freiburg und verschiedenes in Lothringen verloren. Ganz Lothringen blieb in Frankreichs Händen, weil der Herzog den Frieden nicht genehmigen wollte.

Bald hernach (1689) mußte sich das Deutsche Reich mit Östreich und vielen anderen Mächten gegen Frank-

reich vereinigen. Der Krieg wurde in Deutschland geführt. Frankreich verlor zwar viel: aber der Kaiser schloß den Frieden zuletzt, um den Tausch von Freiburg und Breisach gegen Strasburg zu befördern. Strasburg war nur gefährlich für das Deutsche Reich; Freiburg und Breisach aber für die Kaiserlichen Erblande. Darum mußte Frankreich Strasburg statt der letzteren Städte behalten. Deutschland hatte nichts gewonnen, und war acht Jahre lang den Verheerungen des Kriegs ausgesetzt. Mit Allem dem war doch der Ryswicker Friede (1697) der vortheilhafteste für das Deutsche Reich, der in langer Zeit geschlossen worden war.

Der Spanische Successionskrieg (1701) entstand bekanntlich über die Erbfolge in Spanien, da Karl 2 kin-

derlos war. Der Kaiser Leopold, Ludewig 14, der Churfürst von Baiern, und das Haus Savoiën, machten aus verschiedenen Gründen Anspruch auf die Erbschaft. Deutschland, als Deutschland, hatte kein Interesse dabei. War das Testament Karls 2, das den Partagetraktat vernichtete, wirklich von Frankreich eingeleitet, oder ein Kunstgriff der Östreichischen Politik; es gab auf alle Fälle Anlaß zum Kriege. Das Deutsche Reich mußte sich für den Kaiser gegen Frankreich erklären. Nur Cölln und Baiern waren mit Frankreich verbunden. Deutschland wurde ein Schauplatz des Kriegs. Ganz Baiern fiel in Östreichische Hände; es entstand dort ein Aufruhr, wegen des unleidlichen Drucks. Deutschland wurde verheert, und es gewann nichts, als daß Cölln und

Baiern wieder eingesetzt wurden, und Frankreich seine neuen Eroberungen zurückgab. *)

Nach dem Tode Karls 6, nahm Maria Theresia, seine Tochter, ungestörten Besitz von den Erblanden ihres Vaters. Baiern, Sachsen und Preußen gaben indess vor, Ansprüche auf einen Theil der Erbschaft, oder der ganzen zu haben. Frankreich hatte sich mit Preußen, Baiern, Pfalz und Cölln verbunden. Drei Französische Heere lebten nun eine Zeitlang in Deutschland. Auch eine Englische, die so genannte pragmatische Armee, mußte vom Reich unterhalten werden. Eine Kaiserliche brach in Baiern ein; auch wieder drei andere Französische Heere. Und im Frieden zu Aachen

*) Rast. Friede 1714.

(1741) erhielt Preußen Schlesien; das Deutsche Reich aber nichts, wie gewöhnlich. Verwüstet war es aber, mehr als das Land irgend eines anderen kriegführenden Theils.

Im siebenjährigen Kriege galt es bekanntlich Preussens Demüthigung, und dazu mußte sich der größte Theil des Deutschen Reichs mit Österreich, Frankreich, Rußland und Polen verbinden; ob es gleich Deutschlands wahres Interesse gewesen wäre, sich gegen diese fürchterliche Koalition, mit Preußen zu verbinden. Denn war Preußen ganz unterdrückt, wie es der Zweck war; so war auch der Damm durchbrochen, der Deutschland gegen Überschwemmung schützte, und um seiner eigenen Erhaltung willen, schützen muß. Es mußte also gegen seine eigene Sicherheit kämpfen; und der Erfolg

des Kampfs war, daß der größte Theil seiner Provinzen verheert wurde; blos England gewann.

Ob der jetzige Krieg etwa einen Beleg vom Gegenteil liefert und liefern wird; ob er zur Vertheidigung Deutschlands nöthig war; ob Deutschland ein Interesse dabei hatte, ihn zu führen; ob es dabei mehr gewinnen, oder mehr verlieren wird, als in den vorigen: das kann zum Theil Jeder, und zum Theil kann es nur die Zukunft entscheiden.

Begreiflich wird es indess doch jetzt seyn, warum sich unter den Deutschen kein Gemeingeist in ihren Reichskriegen findet. Sie haben die Geschichte gelesen!

21.

Mittel, den Gemeingeist zu beleben.

Und jetzt sind die Mittel leicht aufzufinden, wodurch der Gemeingeist belebt und erhöht werden kann. Eine Krankheit ist ganz unheilbar, oder sie ist schon halb geheilt, wenn man ihre Quelle und ihren Sitz erst kennt. Ist von dem Gemeingeiste der Deutschen für das ganze Deutsche Reich die Rede; so fürchte ich sehr, daß er an einer unheilbaren Schwäche hinkränke. Der Umlauf aller Säfte ist gehemmt; die Lebenskraft ist gesunken; keine Arznei kann mehr wirken. In der Organisation des Staatskörpers liegt die Quelle der Krankheit, die man nicht umschaffen kann. Wollten indess die größeren Reichsstände, nie die

kleineren als Mittel, sondern immer als Zweck behandeln; wollten sie mit Deutschland, wie mit einem Reiche verfahren, das durchaus nur zum Frieden organisirt ist — wie mit einem ruhigen Handwerker, der kein Soldat seyn kann, darf und mag, — wie mit einer großen Handels- oder Fabrikstadt, die Allen nützt, wenn man ihr Frieden erhält, und Niemand nützt, wenn man sie zum Kriege zwingt; wollten sie es nie in fremde Kriege verwickeln, sondern es bei der Neutralität schützen, bei der es allein genesen und gesund bleiben kann; wollten die verschiedenen Reichsstände näher zusammentreten, und sich über ihr wirkliches, gemeinschaftliches Wohl berathen, und über die Mittel, es sich zu erhalten; sich gegen Eingriffe zu vertheidigen: so wäre zu hoffen, daß

dieser Gemeingeist mit der Zeit wieder etwas zu Kräften kommen, und im Nothfall, bei abgedrungener Selbstvertheidigung, diese Kräfte brauchen und zeigen werde. Wie wahrscheinlich oder unwahrscheinlich dieß ist oder werden wird; dieß hängt von dem Gange und Fortgange wahrer Aufklärung unter den Regenten und Stellvertretern der deutschen Nation, hauptsächlich aber von der Überzeugung ab, daß es jetzt kein religiöses Interesse und keine religiöse Partei, sondern nur noch politisches gebe.

Gemeingeist an sich, bei Einzelnen Staatsbürgern, Einzelnen Menschen, und bei ganzen Korporationen, wird belebt durch Alles, was wahre Aufklärung und Sittlichkeit befördert; durch Alles, was zu mehr politischer Freiheit führt, was glei-

chere Vertheilung des Reichthums, ohne Zwang, Druck und Ungerechtigkeit, bewirkt; was dem Luxus, mit seinen unseligen Folgen, entgegen arbeitet, und der ausschliessenden Eigensucht, die eine seiner empörendsten Folgen ist. Gemeingeist wird befördert, wenn Familiengeist lebt. Die Bande, die uns mit unserer Stadt, unserem Vaterlande verbinden, werden uns heiliger und lieber, wenn wir recht fest zusammenhängen, mit unseren Weibern und Kindern, mit den Verwandten unseres Bluts und unseres Herzens. Alles, was religiösen, besonders christlich-religiösen Sinn weckt, nährt, belebt, wird auch Gemeingeist wecken und nähren, wird ihm die sanfteste, wohlthätigste Richtung geben, deren er irgend fähig ist. Ja, auch Volksfeste, Nationalfeste, Denkmäler

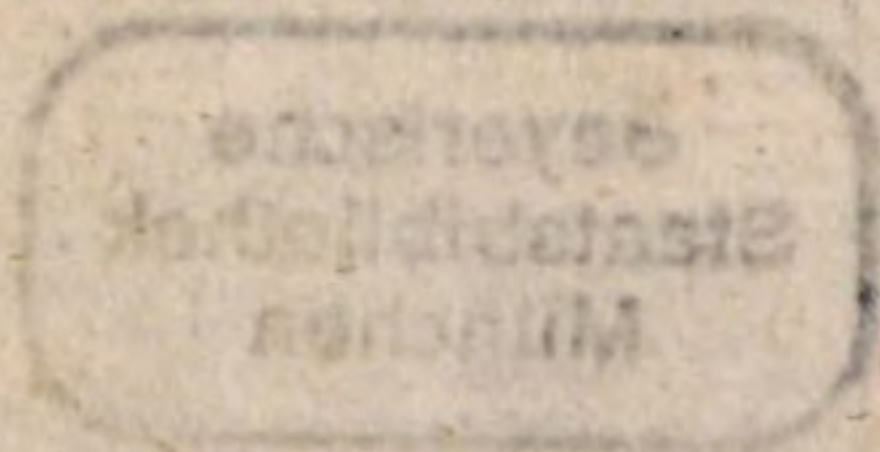
für Patrioten, öffentliche Aufbewahrung dessen, was sie für das Wohl des Ganzen thaten, sind Mittel, Gemeingeist zu beleben. Es ist richtig, was Seneka sagt: »Die Menschen glauben den Augen mehr als den Ohren. Der Weg durch Vorschriften ist langweilig, der durch Beispiele ist kurz und wirksam;« richtig das Wort Plinius: »Am gelindesten befiehlt man durch Beispiel.« Die Bildsäule eines Patrioten, die von Allen gesehen wird, macht Alle neugierig zu wissen, was er that, warum man sie hierher setzte, warum die Bürgerkrone, der Lorbeerkranz das Haupt zierte, warum diese Inschrift an ihrem Fußgestelle eingegraben ward. Alle werden es erfahren, daß der Edle sein Vaterland rettete, dieß oder jenes für das allgemeine Wohl aufopferte, seine Zeit, seine Kräfte,

sein Vermögen verwendete, für seine Mitbürger, — und daß man ihm so gedankt hat. Dadurch kommen die Ideen von Gemeingeist und Patriotismus mehr in Umlauf; sie werden lebendiger, anschaulicher; oft kann und mag ein solches Monument Sporn seyn zu einer ähnlichen That. Freilich wohl: aber ob auch zu einem ähnlichen Geiste, daran zweifle ich sehr. Nur die Belohnung des Gemeingeistes fällt in die Augen; nicht der Gemeingeist selbst. Nur die Belohnung kann also Sporn seyn; nicht die That und der Sinn dessen, der so belohnt ward. Und wer etwas für Gemeinwohl thut, um eine Bildsäule zu erhalten, der verdient diese Bildsäule nicht. Gemeingeist, wie Sittlichkeit, muß in sich selbst ihre Belohnung finden, oder vielmehr an

keine Belohnung denken; wenn er diesen schönen Namen verdienen, und sich nicht zu verlarvtem Ehrgeize vergrößern soll. Dieß ist vielleicht eine Ursache, warum der Gemeingeist deutscher Patrioten stiller aber reiner ist, als der Gemeingeist bei anderen Nationen. Kein Pantheon, keine Westmünsterabtei kann sie spornen; sie dürfen bei ihrem Leben kein Brod, und nach ihrem Tode keinen Stein erwarten, vielleicht gar den Giftbecher der Lästung, und die Kreuzigung des Spotts. So weiß man aber auch, daß sie um der Sache selbst willen thun, was sie thun. — Volksfeste, zum Andenken an Nationalrettungen, Nationalwohlthaten, große Nationalbegebenheiten, wirken schon besser, wenigstens reiner auf den Sinn. Die Bande der Mitbürgerschaft werden

dann fester zusammengezogen; das Gefühl von Gemeinwohl wird in den Herzen belebt; es wird den Menschen versinnlicht, daß sie Alle Glieder Eines großen Körpers sind. Sie wirken für Gemeingeist, wie die christlichen Feste für Christensinn wirken. Vielleicht rührt es daher, daß sich an manchen Orten mehr Stationsgeist, als Gemeingeist zeigt, daß man Stationsfeste, aber keine Nationsfeste hat. Aber von ihnen allein läßt sich so wenig Belebung des Gemeingeistes, wie von den christlichen Festen allein Belebung des Christensinns, erwarten. Sie nähren ihn da, wo er schon ist; aber sie wecken ihn nicht, wo er noch nicht ist. Sie sind Schauspiel, »sächliches Amusement,« dem, in dem noch kein Gemeingeist lebt: höch-

stens Saat auf Felsengrund, die schnell aufgeht, aber eben so schnell welkt. Gemeingeist ist wie gewisse Pflanzen, die durch keine Treibhauswärme, sondern bloß durch Sonnenwärme, bis zur vollen Reife gebracht werden können; und diese Sonnenwärme ist das, was Licht und Wärme so schön vereinigt, was von Innen heraus belebt, und Alles, und das Kleinste wie das Größte belebt im schönsten Verhältniß, — langsam aber sicher, — was der Mensch allein sich nicht schaffen kann, sondern dankbar von dem Vater aller Wesen annimmt und nützt: religiöse Sittlichkeit. Wo sie in den Herzen lebt, da wird auch Gemeingeist leben; was sie befördert, befördert auch am sichersten den Gemeingeist, der sich nie erhabener, allumfassender gezeigt hat,



als in dem Gang' und Ausgange dessen, dem wir unsere religiöse Sittlichkeit verdanken.

Des veritables chretiens seroient des citoyens, infiniment éclairés sur leurs devoirs, et qui auroient un très grand zèle pour les remplir; plus ils croiroient devoir à la religion, plus ils penseroient devoir à la patrie. Les principes du christianisme bien gravés dans le coeur, seroient infiniment plus forts, que ce faux honneur des monarchies, ces vertus humaines des republiques, et cette crainte servile des états despotiques.

MONTESQUIEU.

Bayerische
Staatsbibliothek
München



Ewald, Johann Ludwig,

Gemeingeist

Berlin 1801

Pol.g. 286

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10768935-8